

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Prooedium	125
Päpstin Johanna. Von Julius von Werther	141
Der Prinz. Von Karl Dentz	149
Minister Goltze. Von Jonas Bränkel	152
Eisenpötte. Von Leben	161
Monarchengeburtstag	165

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 Man abonnirt bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 38.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
 hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
 Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
 völlig kostenfrei.

U—A L. 110.

Mampes Gute Stube
 gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse
Vornehmste Lifer-Stube der Reichshauptstadt.
 Grosse feine Kellere und Bräuhaus-Weine.

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 — Restaurant im vornehmsten Stil —
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfsplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67,
 Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.

Lernt Fremde Sprachen
 in
The Berlitz Schools of Languages
 Berlin, Leipzigerstr. 123a. Charlottenburg, Tauenzienstr. 19a.

Alle Waffen
 sind



Kalibrg 28
 umsonst u. portofrei.

staatlich
 geprüft

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehre,
 automatische Repetier-Büchsen
 u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie
 sämtliche Jaggerätschalten liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche
 Neue Direktion.



Berlin, den 23. Januar 1909.

Praeludium.

Nach Bonapartes und Moreaus Siegen bei Marengo und Hohenlinden wurde, am neunten Februar 1801, der Friede von Luneville geschlossen. Das morsche Deutsche Reich verlor das linke Rheinufer, drei Millionen Menschen und sechzigtausend Quadratkilometer Landes, und den in ihrer Territorialmacht geschmälerten Fürsten wurde, wie schon drei Jahre vorher im Frieden von Campo Formio, vom Sieger Entschädigung zugesagt. Die regensburger Reichsdeputation wird die Ansprüche prüfen und Jedem geben, was ihm gebührt. Von Rechtes wegen? Nein. Die franko-russische Interessengemeinschaft kann nicht wünschen, daß einer der deutschen Großstaaten Betrachtliches gewinne; kanns durch schlaue Nutzung der austro-preussischen Eifersucht leicht hindern und in Südwestdeutschland sich ein den Großen unbesquemes Staatenbündel schaffen. Im Hauptschluß vom fünfundzwanzigsten Februar 1803 fügen die Regensburger sich dem Wunsch der Imperatoren aus West und Ost. Deutschlands Volk fühlt die Schmach nicht; ahnt nicht, daß Kleinmuth und Eigennutz der Fürsten den letzten Pfeiler der Kaisermacht, die des Reiches Einheit repräsentirt, lockern muß; trägt die Schande fremder Bevormundung wie ein unabwendbares Geschick und rührt sich nicht einmal, als die Franzosen Hannover besetzen und von deutschem Boden den Herzog von Enghien nach Vincennes schleppen. Viele Fürsten und Häupter freier Städte juchzen dem Eroberer zu, den der Wille des von solchem Glanz geblendeten Galliervolkes zum Kaiser krönt. Karl Friedrich von Baden schreibt an ihn: „Eure Majestät kennen das Gefühl ergebener Bewunderung und

Dankbarkeit, das mich an Sie fettet, zu gut, um an der tiefen Freude zweifeln zu können, die ich bei der Nachricht empfand, daß Eure Majestät mit der Macht bekleidet worden ist, die den Wünschen und der Würde einer so großen Nation, zugleich aber auch dem Genie, dem Ruhm, den gewaltigen Eigenschaften entspricht. Mein aufrichtiger Glückwunsch soll eine neue Huldigung sein, die Wiederholung der ehrlichen Wünsche, die ich für die Erhaltung Ihres unerseßlichen Lebens hege. Eure Majestät wollen mir gestatten, in vollem Vertrauen stets auf ein gnädiges Wohlwollen und auf die Gewährung Ihres mächtigen Schutzes in allen Angelegenheiten meines Hauses zu zählen. In Bewunderung und tiefster Ehrfurcht bin ich Eurer Majestät sehr ergebener Karl Friedrich Kurfürst von Baden.“ In dem Brief, den badische Prinzen zur Krönung nach Paris mitbringen, nennt Karl Friedrich sich gar den *très humble et très dévoué serviteur des Français*. Der Landgraf von Hessen-Rothenburg schreibt: „Das französische Volk hat soeben eins der schönsten Denkmale nationaler Liebe und Dankbarkeit errichtet, als es Eurer Majestät Titel und Würde des erblichen Kaiserthumes verlieh. Diese Würde scheint geschaffen für Den, der in seinen Thaten und in seinem Genie so sehr dem ersten der Cæsaren ähnelt. Längstbewundert Europa die großen Eigenschaften Dessen, der dem Erdtheil den Frieden gebracht und sich im Tempel des Ruhmes einen der schönsten Plätze gesichert hat. In den Beifall spendenden Jubelruf Europas mischt sich auch meine Stimme, um Eurer Majestät Glückwunsch und Huldigung darzubringen. Eure Kaiserliche Majestät wolle darin das Empfinden eines Hauses erkennen, das mit ehrfurchtvoller Treue an Frankreich hängt, weil dieses Landes Großmuth ihm Schutz und Rechtsbürgschaft gewährt hat. Ich wage, Beides von der Seelengröße Eurer Majestät auch ferner noch zu erwarten. Meine Dankbarkeit wird Ihrem Ruhm zu ähneln trachten; sie wird ohnegleichen sein und in meinen Enkeln fortleben. In tiefster Ehrfurcht bin ich Eurer Kaiserlichen Majestät sehr geringer und ganz gehorsamer Diener Emanuel Landgraf von Hessen-Rothenburg.“ Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen fleht den Himmel an, das glanzvolle, für alle Nachbarn und besonders für die deutschen Staaten kostbare Leben des Kaisers zu verlängern. Joachim von Fürstenberg bittet um gnädigen Schutz und spricht seine Freude über die Kürung aus, die den Frieden Europas und die ungestörte Geltung der deutschen Verfassung sichere. Die Fürsten von Leiningen und von Isenburg schwelgen in Tönen ähnlicher Inbrunst. Die Fürstin-Regentin von Dettingen-Spielberg stammelt: „In diesem großen Ereigniß segnet Deutschland die Erhaltung und Vollendung des Zustandes, den ihm die

mächtige Hand Eurer Majestät statt der Kriegsgräucl befehrt hat. Ich wage, auf den Stufen Ihres Thrones den Ausdruck der Genugthuung und Freude darüber niederzulegen, daß der Held des Jahrhunderts mit der Macht bekleidet ward, die ihm Einfluß auf das Schicksal meiner Söhne sichert. Wenn, wie ich innig wünsche, die Dauer Ihres Lebens der Ihres Ruhmes gleicht, werden noch meine Enkel in begeistertester Dankbarkeit sich des von Eurer Majestät uns huldooll gewährten mächtigen Schutzes freuen.“ Lakaien, die der Fremdling für den Nachstuhl diebst miethete? Nein: deutsche Fürsten; acht Jahre nach dem Tod Friedrichs von Preußen. Leider sprechen deutsche Bürger nicht anders. Im Namen der Freien und Hanja-Stadt Bremen wimmert der präfidirende Bürgermeister Heinrich Lampe: „Eurer Majestät war vorbehalten, in einem weiten, von den furchtbaren Stößen der Zwietracht und Anarchie erschütterten Gebiet Ruhe und Ordnung zu schaffen. Seit Jahrhunderten sind wir den Interessen Frankreichs verbunden und die neuesten Ereignisse haben dieses Band noch enger geknüpft. So sind wir gewöhnt, das Glück Eurer Majestät als einen Zuwachs zu unserem anzusehen. Eure Kaiserliche Majestät kann sich also vorstellen, wie groß unsere Freude ist, da nun das mit so reichem Lorber geschmückte Diadem auf der erhabenen Stirn glänzt. Möge der Allmächtige das Leben Eurer Majestät mit eben solchem Glück segnen, wie es aus Eurer Majestät Mühen auf die Franzosen und auf die Staaten, die Ihren Schutz erbaten, herabgeträuft ist. Mögen die Tage Eurer Majestät, die das Szepter in so fester Hand halten werden wie die Wage der Gerechtigkeit, so lange währen, wie Alle wünschen, denen das Glück der Völker, die Zufriedenheit der Mitlebenden und das Gedeihen künftiger Geschlechter wahrhaft am Herzen liegt. Wir, die unterwürfigsten Diener Eurer Majestät, bitten, uns und unserer Stadt auch ferner die hohe Güte zu erhalten, die uns bisher gewährt war.“ Unsterblichen Ruhm, schreiben die Lübecker, habe der Kaiser zu wohlthätiger Wirkung gebracht. Wunderbar, jauchzen die Nürnberger, einzig in der Geschichte und tröstlich für den Freund der Menschlichkeit ist der Ausblick auf eine Zeit allgemeinen Friedens. Und die Augsburger kreischen: „Einstimmig preist Europa das große Herz und den weiten Blick Eurer Kaiserlichen Majestät, deren Handeln überall die glänzende Spur eines erhabenen und wohlthätigen Genies erkennen läßt. Wie dürfte die Freie Reichsstadt Augsburg, die im Verlaufe weniger Jahre so viele Beweise der Huld und des Wohlwollens empfangen hat, die Gelegenheit veräußen, Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät die Huldigung tiefer Verehrung darzubringen? Unsere heißesten Wünsche vereinen sich zu der Bitte, das unschätzbare Gut des mächtigen Schutzes der

Stadt Augsburg in allen Fährlichkeiten zu ihrem Heil zu erhalten.“ Darf man darüber staunen, daß der Empfänger solcher Briefe noch auf Sanct Helena sprach, die Pamphletisten, die seinen Ruhm anzunagen versuchten, würden auf Granit beißen, denn seine vom Sonnenglanz umleuchteten Thaten zeugten im Wandel der Zeit für ihn und Millionen europäischer Menschen trauerten um ihn, als um Einen, der einer Menschheit zum Wohlthäter ward?

Ein Halbjahrhundert nach dem Frieden von Lunewille. Nicht ein Franzosenkaiser wird jetzt vom deutschen Empfinden vergottet, sondern ein Rußenzar. Nikolai Pawlowitsch gilt als der Held des Jahrhunderts und Germaniens entmanntes Volk wirft sich vor ihm in den Staub. Darf Manteuffel Minister bleiben, trotzdem er dem Zaren nicht gefällt und sogar seine Frau am Hof der Königin schlecht behandelt wird? Theodor von Bernhardschreibt in sein Tagebuch: „Der neue Bürgermeister von Hirschberg besucht mich; ein eleganter und parfümirter junger Mann in hellen Handschuhen. Bürgermeister werden zwar von den Städten gewählt, von der Regierung aber bestätigt, *re vera* also von der Regierung ernannt. Diesem jungen Mann sieht man auf den ersten Blick an, daß er gebildet ist wie Semand, der eine deutsche Universität mit Ernst besucht hat. Aber welche Ansichten! Rußland verhält sich zu Deutschland wie Makedonien zu Griechenland; deutsche Bildung wird und muß in Rußland herrschend werden. Dagegen wird Deutschland aufhören, als Staat fortzubestehen; Rußland wird die thatsächliche Herrschaft in dem alterschwachen Deutschland erlangen, aber die deutsche Rationalität in ihrer für die allgemeine Weltbildung maßgebenden Literatur fortleben. Rußland ist das Reich Saturns. Da herrscht die größte Ordnung, die allgemeinste Glückseligkeit, in allen Ständen begeisterte Liebe für das Kaiserhaus; da sind Volk und Regierung einig. Von dort her muß das Heil der Welt kommen.‘ Sah es so in den Kreisen der Höchstgebildeten aus, so war nicht zu verwundern, daß der Kultus des russischen Zarthumes in den tieferen Stockwerken der Gesellschaft die thörichtesten Formen annahm.“ Der „Vote aus dem Riesengebirge“ bringt ein Gedicht, in dem Nikolai als der größte Mann der Erde gefeiert wird, „als einziger Mann in dieser Zeit der Memmen, die Sinn nur hat für Weiber, Geld und Schlemmen“; erbärmliche Pygmäen neiden Dir, o Kaiser, den Ruhm „und huldigend liegt Dir die Welt zu Füßen, Dich, Herr und Kaiser, jubelnd zu begrüßen“. Nach Nikolais Tod würde noch schlimmer. „Die Kreuzzeitung ist mit schwarzem Rand erschienen, als sie den Tod des Zaren zu melden hatte! So ganz unverschöhlen feiert sie in diesem Kaiser ihren eigentlichen Herrn! Der Regierungspräsident Graf Jedlich hat, als die Nachricht eintraf, von seiner Frau verlangt,

sie solle Trauer anlegen, noch ehe die Vorschrift der Hoftrauer da war. Pastor Krummacher hat am Begräbnistag in Potsdam über den Text gepredigt: Der Kaiser ist tot. Der Kaiser! Der Kaiser par excellence! Welcher Preuße müßte dabei nicht schamroth werden! Gerlach sagt in der Kammer, der Tod des Kaisers Nikolaus habe in ganz Preußen gewirkt, als ob ein Vater gestorben wäre. Gardeoffiziere und Aristokratie treiben einen förmlichen Kaiserkultus. Man trägt Trauermedaillen mit dem Bildniß des Kaisers an einem schwarzen Band. Die Herren Gardeoffiziere tragen sie an der Uhr, die Damen an den Armbändern. Der Kaiser tout court ist in diesen Kreisen immer der Kaiser von Rußland. In den Militärkreisen überall Kaiserkultus und kein Ende. Man kann nicht genug über die Verblendung der Gardelieutenants staunen. Der Nikolaus, für den sie schwärmen, ist ein ganz imaginäres Wesen, das nie und nirgends existirt hat; der wirkliche Kaiser sah ihm nicht entfernt ähnlich. In dem pommerschen Armee-corps sind so ziemlich alle Offiziere kreuzritterlich und russisch gesinnt und behelfen sich in Ermangelung von Ideen mit gewissen Schlagworten: „Ich höre lieber die russische Nationalhymne als die Marseillaise“; und mit ähnlichen. Wir sollten uns von Rechtes wegen wohl Beides verbitten und bei „Heil Dir im Siegerkranz“ stehen bleiben.“ So großt Bernhardt. Und berichtet, nach einem Gespräch mit dem Oberst Egel: „Der Anblick hier ist entmuthigend. Kein Mensch weiß, was werden soll. Beunruhigend ist namentlich die schlaffe Muthlosigkeit, die man bei den vernünftigeren unserer Staatsmänner findet. Während alle Beständigen verzweifelt sind, weil Preußen beseitigt, unbedeutend, in die politische Kumpelkammer gestellt ist, glaubt der König, der Schiedsrichter von Europa zu sein, glaubt er, Alles buhle um seine Gunst und alle Mächte legten die Entscheidung der weltgeschichtlichen Fragen in seine Hand.“ Auf seinen ersten Berather hört Friedrich Wilhelm der Vierte kaum noch. Als ihm erzählt wird, Manteuffel billige irgendeine königliche Verfügung nicht, rufter: „Ach was: Manteuffel ist mein Schuhpußer!“ Manteuffel kennt diesen Ausspruch, weiß, daß er eigentlich gehen müßte, meint aber, als treuer Diener dürfe er in kritischer Zeit seinen Herrn nicht verlassen. So profitabler Trost hat der Schwachheit noch nie gefehlt.

Nach den Franzosen und den Russen kamen die Briten dran. Jahre lang hatte namentlich Süddeutschland Alles, was nach Freiheit schmeckte oder roch, über den Rhein importirt. Das war nach dem Staatsstreich Louis Napoleons nicht mehr so bequem: und der Blick deutschen Sehens mühte sich deßhalb, durch den Kanalnebel in das Land zu dringen, wo schon Montesquieu das Ideal des Tacitus, die Arbeitgemeinschaft von Monarchie, Aristokratie

und Demokratie, verwirklicht fand. Dahlmann, Macaulay, Vincke, Gneist wurden gelesen und unter dem Eindruck solcher Lecture wuchs die Ehrfurcht vor der „unvergleichlichen Erbweisheit“ der Briten. Church and crown sind dort dem Volksbewußtsein Palladien: und dennoch ist des Gewissens Regierung frei und die Krone selbst dem Gesetz unterthan. Die Macht des Adels ist gesichert: und dennoch dem kleinsten Mann auf der Straße sein Recht verbürgt. Ist Britannien deutscher Bewunderung nicht würdiger als Frankreich, dem wir den Präfektendruck, die politische Unselbständigkeit der Beamten, die gefährlichen Künste der Verfassunginterpretation, das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft und ähnliche Danaergaben danken? Mit fast neidischer Bewunderung mußte gerade der deutsche Beamte nach England hinüberschauen. Geheime Personalakten, in denen auch grundloser Zorn eines Vorgesetzten sich ungestraft austoben darf, sind da nicht zu fürchten; die Freiheit des politischen Glaubensbekenntnisses ist gewahrt, durch eifernde Willfährigkeit auf der Ehrenleiter eine höhere Sprosse nicht zu erreichen und die Absezung nur möglich, wenn die triftigsten Gründe dafür sprechen. Willkürliche Entlassung eines Briefträgers kann im Parlament zu den heftigsten Debatten führen, sagt Treitschke; und fügt (schon 1857) hinzu: „In Preußen bringt jede Kammerwahl sämtliche Verwaltungsbeamte, bis zum Ofenheizer der untersten Behörde herab, ja, wohl gar die Handwerker, deren Schild das Prädikat, Hofschmückt, in den ernstesten Konflikt zwischen ihrer politischen Ueberzeugung und den Interessen ihrer Subsistenz.“ England über Alles: wurde die Losung des deutschen Liberalismus, der doch nicht einsah, daß die Freiheit und Kraft des britischen Staatslebens sich auf deutscher Erde nur wiederholen konnte, wenn die politische Leistung des Bürgers (an Zeit, Geld, wachsamem Patriotismus) der des Inselrömers ähnlich wurde. Gneist selbst, ein unverdächtig Liberaler, hatte in seinem Werk über Englands Verfassung und Verwaltung gesagt, Deutschland habe „die weiteste geistige Entwicklung, die gesundensten gesellschaftlichen Verhältnisse, die dem Gemeinwesen wohlthätigste Vertheilung des Vermögens, die in einem Großstaat Europas vorkommt“. Die Magna Charta Britanniens blieb auch danach das Ziel der Sehnsucht. Die Frage, ob England von deutschem Nationalempfinden Dank verdiene, wurde, weil dieses Empfinden in seiner Schüchternheit kaum zum Wort kam, gar nicht erst gestellt. In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hat ein Britenkönig die Verwirrung gemehrt, die Sache des Protestantismus gefährdet und den kontinentalen Händeln dann kühl den Rücken gelehrt. Daß Deutschland im Rastatter Frieden nicht den Elßah bekam, war das Werk englischer Staatskunst, die zuerst zwar die Rück-

gabe der Stadt Straßburg als Mindestleistung forderte, dann aber dem Frankreich des Sonnenkönigs sich gefällig zeigen und auf Deutschlands Kosten ihren Besitzstand sichern wollte. Seit die Briten das in Frankreich eroberte Land (zu ihrem Heil, wie Macaulay beweist) verloren hatten, war auf beiden Seiten des Aermels die Stimmung unfreundlich und Lord Stanhope konnte sein Versprechen, den Landleuten die Franzosenfeindschaft abzugewöhnen, nur einlösen, wenn der Abt und Staatsrath Dubois ihn nicht mit leeren Händen vor die Welt-
händlernation treten ließ. Und wer Neufundland und die Antilleninsel Saint Christopher haben wollte, durfte den Parisern nicht auch noch den Elsaß abfordern. Die vor den Sturmtagen des Siebenjährigen Krieges gesammelten Erfahrungen faßte Fritsch von Preußen in den Satz, den er, als seine bündige Kritik englischer Diplomaten, in einem Brief an Karl von Braunschweig aussprach: „Diese Leute wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, daß mich gar nicht angeht; entweder wollen sie mich gröblich dupiren oder sie sind lächerlich eitle Narren.“ Hundert Jahre später schrieb ein König von Preußen, seine Mahnung sei in London „wie das Gebell eines Hündchens“ überhört worden. Inzwischen hatte England das Deutsche Reich noch einmal um das Recht auf Elsaß-Lothringen geprellt. Die Rückgabe wäre erreichbar gewesen, wenn Wellington nicht, ehe die verbündeten Monarchen noch in Paris eingezogen waren, Ludwig den Achtzehnten unter dem Schutz englischer Bayonnettes in die Tuilerien gebracht hätte. Dem befreundeten König konnten die Vorkämpfer der Legitimität am ersten Tag nach der Heimkehr nicht eine Landzerstückung zumuthen, die seine Macht entwurzeln mußte. In der Instruktion, die Talleyrand sich vom König für den Wiener Kongreß geben ließ, wurden die Großmächte vor Preußens Ehrgeiz („den dieser Monarchie ihre körperliche Gestalt fast zur Pflicht macht“) eindringlich gewarnt und Beschlüsse empfohlen, die Preußens Besitzstand und Einfluß schmälern sollten. Der kluge Franzose setzte seinen Willen auch durch: Preußen erhielt Mainz nicht, von Sachsen nur einen Theil und wurde auf der niederländischen Seite ungünstig abgegrenzt. Warum? Weil Castlereagh, der dem Fürsten Hardenberg vorher die energischste Unterstützung zugesagt hatte, in dem Augenblick, wo Friedrich Wilhelm sich nicht in eine den Russen feindliche Politik hegen lassen will, sein Wort bricht und Frankreich und Oesterreich, den Gegnern preußischer Macht, ein Bündniß vorschlägt. Ein Halbjahrhundert danach ereifern sich britische Staatsmänner für Dänemarks Integrität („Wir dürfen nicht dulden, daß Kiel ein deutscher Kriegshafen wird“) und gegen den böh-

mischen Krieg, der Preußens Prestige erhöhen könnte. Noch 1870 hat England, trotzdem Carlyle laut für die Gerechtigkeit des deutschen Kampfes zeugte, Frankreich begünstigt und der Franzosenflotte sogar gestattet, im Bereich britischen Hoheitsrechtes einen deutschen Kauffahrer aufzubringen. Auf dem Weg nach Afrika stießen wir bei jedem Schritt auf den Leun. Für solche Leistung hätte ein anderes Volk nicht den Zoll der Bewunderung gezahlt. Deutschlands hatz gethan; und meinte, auf die Objektivität seines Urtheiles stolz sein zu dürfen.

Jetzt freilich hat der Wind sich gedreht. Wird viel zu oft bei uns unfreundlich über England gesprochen. Weil es in seiner Politik bessere Geschäfte macht als das Deutsche Reich und weil wir den Verantwortlichen erlauben, die Ertraglosigkeit ihres Mühens mit dem Hinweis auf die skrupellose Verschmieghaltigkeit der Rivalen zu rechtfertigen. (Eine seltsame Sitte. „Die Konkurrenz ist höllisch schlau und sperrt uns alle Wege“: der Leiter einer Aktiengesellschaft, der sich mit solchem Wort von schlechtem Geschäftsabluß zu entschuldigen versuchte, würde von höhnnendem Gelächter aus der Rednerreihe und bald wahrscheinlich von seinem Posten gejagt.) Das ist weder nützlich noch nobel. Wir haben keinen Grund, sentimentalisch im eiteln Bewußtsein anglo-deutscher Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft zu schwelgen und zu wähen, Blüchers Tagesbefehl aus dem Pachthof La Belle Alliance habe wirklich „ein von der Natur schon gebotenes Bündniß“ besiegelt. Dem Genie dieses kräftigen, herrisch stolzen Volkes aber, seinem unbeirrbaren Instinkt, der Fähigkeit, das für ein Weltreich Rothwendige zu erkennen und zu erringen, dürfen wir auch im Aerger die Anerkennung nicht weigern. Ruß der Pendel unseres Empfindens denn immer in zu weitem Bogen ausschlagen? Thöricht ist, dem Briten als Schuld anzurechnen, daß er nur an das Wohl seines Reiches denkt; thöricht, ihn zu schelten, weil er um jeden erschwüinglichen Preis profitable Geschäfte abzuschließen trachtet. Nur keinen Rückfall in die Vasallenhitte dunkler Tage! Nur, gerade jetzt, ruhige Würde! Die Bosheit blinzelt über die Grenze. Wenn deutsche Menschen morgen auch von fern nur den Schwachgemuthen ähneln, die aus verzücktem Auge auf Bonaparte und Nikolai, Palmerston und Gladstone starren, wird Germania übermorgen zum Kinderhospott.

Eduard der Siebente kommt endlich nach Berlin; zum ersten Mal als Gekrönter. Kommt mit seiner Königin. Weil er, ohne die Pflicht zur Höflichkeit grob zu verletzen, den Gegenbesuch nicht länger aufschieben kann. Weil manche an seinem Geschäft konsortial Beteiligte finden, im anglo-deutschen Verkehr sei die Spannung allzu straff geworden. Und weil der Kluge nicht hoffen darf, je in hellerem Glanz kommen zu können. Fast täglich wird im Vereinigten Königreich über die Unvermeidlichkeit des gegen Deutschland zu

führenden Krieges und über die Abwehr deutscher Invasion geredet. Die Rüstungsarbeit wird beschleunigt, ein Landheer (nicht zum Schutz der englischen Küste) geschaffen, die Landung in Sütländ strategisch, in anderen Theilen Scandinaviens politisch vorbereitet. Ein deutscher Generaloberst, der fünfzehn Jahre lang auf Mollathes Plage saß und dessen Artikel vom Deutschen Kaiser seinen Generalen empfohlen wird, nennt Britannien laut „einen unverföhnlichen Feind, dessen Haß sich durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie nicht mildern läßt“. Eben erst hatte die Herrnhale gewährt: Interview erkennen gelehrt, wie Wilhelm über England und dessen König denke. Das genirt Bismarcks Sohn nicht. Just in dieser Zeit will er nach Berlin. „Paßt auf, wie sie sich der Ankündigung freuen, mit welcher Herzlichkeit mich empfangen werden. Ich bin der Freund Rußlands und der Vereinigten Staaten, Japans und Chinas, der musulmanischen, slavischen, lateinischen, nordgermanischen Völker. Und mein Kesse hat lange keinen ganz großen Herrn zu Besuch gehabt.“ So mag er gesprochen haben; hat er sicher gedacht. Er ist willkommen. (Ob's ein Deutscher Kaiser, der so gegen England gehandelt hätte, in London wäre?) Jede höfische Ehrenbezeugung sei ihm gegönnt. (Man sollte ihn, den militärische Schauspiele langweilen, mit deutschen Großindustriellen und Großkaufleuten zusammenbringen, ihm nicht eine Brunloper oder gar das widrige Assyrerballer, sondern einen lustigen Schwank vorführen und jedes Tages Hälfte zur Belehrung oder Ergözung nach eigener Wahl frei lassen.) Kein rohes Wort darf ihn kränken. Wollen die Vertreter des aufrechten Bürgerthumes wieder neben wiehernden Pferdeköpfen auf winterlicher Straße den Mund zur Huldigung aufstun: mögen sie. Nur: nicht allzu viel Eifer. Keine Hymnen und kein Geminsel um Englands Freundschaft. Was Brauch und Anstand heischt; nicht mehr. Die Stunde ist ernst und wir müssen uns hüten, Europas Lachlust zu reizen. In manchen Praeludien ward dem Besuch schon zu hohe Bedeutung gegeben; nach der Weise des uhlandischen Frühlingsglaubens: „Nun muß sich Alles wenden.“

Roß sieht es draußen nicht lenzlich aus; und die Welt wird uns nicht, wie dem Schwabensänger, schöner mit jedem Tag. Im zwanzigsten Regierungsjahr Wilhelms des Zweiten sollte über den Werth von Monarchenbejuchea nirgends noch ein Zweifel möglich sein. Erfahrene hatten auch früher keinen. Als Bismarck in Biarritz war, sagte ihm Louis Napoleon, er warte nur auf die Gelegenheit, Kreuzen, dessen Interesse dem Frankreich so nah wie keines anderen Großstaates sei, den Beweis freundschaftlicher und thätiger Sympathie zu liefern; gegen die Angliederung der Herzogthümer habe er nichts einzuwenden. Nach Königgrätz und Nikolsburg hieß es dann: Revanche pour

Sadowa! Trotzdem sah Allesungemein friedlich und freundschaftlich aus, als König Wilhelm und Bismarck, Kaiser Alexander und Gortschakow im Juni 1867 zur Weltausstellung nach Paris kamen. Die Monarchen betheuerten die Absicht, mit aller verfügbaren Kraft für die Erhaltung des Friedens zu wirken. Der preussische Ministerpräsident erklärte im Gespräch mit Rouher, er denke nicht daran, den Eintritt der Südstaaten in den Norddeutschen Bund zu erlangen. Und der russische Reichskanzler verbürgte sich bei Moustier dafür, daß Bismarck nicht nach der Einigung der deutschen Stämme strebe. Schon ein paar Wochen danach mußte Preußen französische Anmaßung (in der Sache der Herzogthümer) abweisen und Bismarck von Barzin aus eine Cirkularnote verschicken, in der die Sätze zu lesen waren: „Wir sind entschiedene Segner einer Kriegspolitik; wir sehen keinen Vortheil, den wir jetzt daraus ziehen könnten. Aber nichts würde uns bestimmen, die Größe des Vaterlandes niedrigen Besorgnissen und auswärtigen Erwägungen unterzuordnen.“ Noch einmal gab Frankreich nach, weil es merkte, daß sich das deutsche Nationalgefühl nicht unter fremde Vormundschaft ducken werde; doch die erste Gewitterwolke stand schon an Europas Himmel. Seit rüstige Monarchen so viel reisen, werden ihre Besuche nur von Bindmachern noch zu Ereignissen aufgebauscht. Welche Enttäuschung hat Onkel Eduard uns in einem Lustrum beschert! 1904: Kiel. Die Leibcompagnie des Ersten Garderegiments wird von Potsdam nach Holtenau geschickt, um an der Schleiße dem hohen Gast Honneur zu machen. Regatta, Galatafel, Illumination sämmtlicher Kriegsschiffe, Salut, herzlicher Abschied. An Bord der „Hohenzollern“ sprach Wilhelm: „Begrüßt sind Eure Majestät worden durch den Donner der Geschütze der deutschen Flotte, welche erfreut ist, ihren Ehrenadmiral zu sehen. Sie ist die jüngste Schöpfung unter den Flotten der Welt und ein Ausdruck der wiedererstarkenden Seegeltung des durch den verewigten Großen Kaiser neugeschaffenen Deutschen Reiches. Bestimmt zum Schutz seines Handels und seiner Gebiete, dient sie, eben so wie das deutsche Heer, der Aufrechterhaltung des Friedens, den das Deutsche Reich seit über dreißig Jahren gehalten und Europa mit erhalten hat. Einem Jeden ist bekannt durch Eurer Majestät Worte und Wirken, daß Eurer Majestät ganzes Streben auf eben dieses Ziel gerichtet ist: die Erhaltung des Friedens. In unauslöschlicher Erinnerung an die in Osborne gemeinsam verlebten unvergeßlichen Stunden am Sterbebett der großen Beherrscherin des jetzt von Eurer Majestät regirten Weltreiches leere ich mein Glas auf das Wohl Eurer Majestät.“ Eduard hatte geantwortet: „Mich freut ganz besonders, daß es mir möglich war, in einer Jahreszeit, in der ich gewöhnlich in der Heimath am Meisten in Anspruch genommen bin, Eure Majestät zu besuchen. Der Segelsport, an dem ich mich seit langen Jahren theilnehme, übt

eine starke Anziehung und ich wollte mich mit eigenen Augen überzeugen, daß Eure Majestät diesem Sport auch in Deutschland schon viele Liebhaber zu gewinnen vermocht haben. Dazu gesellte sich noch der Wunsch, die innigen verwandtschaftlichen Beziehungen, die unsere Häuser seit so langer Zeit verbinden, durch erneuten persönlichen Verkehr wo möglich noch enger zu knüpfen. Eurer Majestät anerkennende Erwähnung meines unablässigen Strebens nach Erhaltung des Friedens hat mich gerührt. Die Gewißheit, daß dieses Ziel auch der Eurer Majestät ist, beglückt mich. Möchten unsere beiden Flaggen bis in die fernsten Zeiten, eben so wie heute, neben einander wehen und Frieden und Wohlfahrt nicht unserer Länder nur, sondern aller Nationen schützen!" Daraus war, so bald nach der Verkündung der entente cordiale, Etwas zu machen. Innigste Freundschaft der Monarchen und Länder. Daß in Kiel nicht Alles glatt gegangen war, erfuhr man erst spät. Wunderte sich aber darüber, daß Eduard zwei Jahre fern blieb; weder zur Silbernen Hochzeit des Kaisers noch zur Hochzeit des Kronprinzen kam. 1906: Onkel und Nefte folgen der Einladung Margareten's von Preußen ins Schloß Friedrichshof. Die Offiziosen versichern, daß der Verkehr „ungemein herzlich" war und „in zwanglosen, freundschaftlichen Gesprächen auch die großen Fragen der Politik in einem Geist erörtert worden sind, wie es der Festigung des europäischen Friedens nur förderlich sein konnte". 1907: neunständiger Aufenthalt Eduards in Schloß Wilhelmshöhe. Wieder zwei Tischreden. Der Nefte: „Auf der Fahrt zum Schloß konnten Eure Majestät in den Augen der Bürger von Kassel und ihrer Kinder und später bei unserer Rundfahrt durch unsere schönen Fluren und stillen Wälder in den Gesichtern aller Derer, welche die Ehre haben, Eure Majestät zu sehen, das Gefühl dankbarer Ehrerbietung für diesen Besuch lesen. Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubniß, mein Glas erheben zu dürfen auf das Wohl Eurer Majestät, Eurer Majestät erhabener Gemahlin, der Königin, des gesammten großbritannischen Königshauses und Eurer Majestät Volkes." Der Onkel: „Ich freue mich sehr, daß Eure Majestät mich bald in England besuchen werden, und bin überzeugt, nicht nur meine Familie, sondern das ganze englische Volk wird Eure Majestät mit der größten Freude empfangen. Ich trinke auf das Wohl Eurer Majestäten." Offizioses Geständniß: „Im vorigen Jahr waren König Eduard und Sir Charles Hardinge kühl, zurückhaltend, zugeknöpft; diesmal war Alles anders, freier, freundschaftlicher, herzlicher; man sieht: das Vertrauen ist zurückgekehrt, das Einvernehmen wiederhergestellt." 1908: wieder trifft der Onkel den Nefen (der inzwischen mit seiner Frau in London war) im cronberger Schloß der Prinzessin Margarete; und wieder heißt, sie seien

in herzlichster Freundschaft gesellt gewesen. Ueber Wien kommt flink aber die Botschaft, Eduard sei mit dem Ertrag der cronberger Gespräche recht unzufrieden und habe gesagt: „Wir bleiben friedlich, müssen aber, um auf jeden Fall vorbereitet zu sein, neue Dreadnoughts und Indomitables bauen.“ Denn Sir Charles Hardinge, der in Friedrichshof eine Verständigung über den Marinestatus angeregt hat, ist unsanft abgewiesen worden. Reval, Casablanca, Daily Telegraph, Hale, Oesterreichs Bedrängung, Schließens Artikel. Was nun? Noch sieht es draußen für Deutschland nicht lenzlich aus.

Nur von Ost her weht ein etwas wärmerer Wind. Zwar scheint Oesterreich-Ungarn (wo das Ruhebedürfnis des alten wohl über den Thatendrang des jungen Herrn gesiegt hat) dem Osmanenhunger noch etliche Brocken gewährt zu haben, von denen man bisher nicht wußte. Sandschak, fünfundfünfzig Millionen, Zollerhöhung, Monopole, Handelsvertrag: Das war schon beträchtlich; und soll noch nicht genügen. In den Moscheen der annektirten Provinzen darf für den Khalifen (wie in katholischen Kirchen für den Papst) gebetet werden; die Geistlichen bleiben dem Scheich ul Islam unterstellt; und alle Mohammedaner können wählen, ob sie unter Oesterreichs Hut im alten Glauben ungehindert verharren oder in die Türkei auswandern wollen. So gerings, wie Lehrenthal hoffte, sind die Kosten der Annexion nicht geworden. Immerhin: sie ist Ereignis; und selbst die Millionenzahlung hat eine gute Seite. Wenn die Magyaren Bosnien fordern, kann der beiden Reichshälften gemeinsame Minister sie fragen, ob sie bereit seien, die fünfundfünfzig Millionen auf ihr Budget zu übernehmen. Dann wird sich die Sicie vielleicht kühlen. Und die Rechte der Balkanrohmacht werden dem Haus Habsburg-Lothringen von keinem Starken mehr bestritten. An Gloria fehlt's; doch ist's den gegen Oesterreich und Deutschland coalirten Mächte nicht besser gegangen. Sie wollten, daß die Konferenz im austro-türkischen Streit das Recht spreche: und diese Konferenz wird nun (wenn man den unnützlichen Plan nicht etwa noch fallen läßt) nur noch die Funktion des Grundbuchrichters haben, der den Besitzwechsel einträgt. Sie wollten Einzelverhandlungen hindern und die Unbequemen öffentlich abstrafen: und die Türkei hat sich zu Sonderverständigungen entschlossen. Bleibt die von den Serben Peters und Nikitas drohende Gefahr, die nicht der Rede werth wäre, wenn sie nicht auf den Beistand der slavischen Brüder rechnen dürfte. Einstweilen aber ist in Rußland der nüchterne Stolypin stärker als der eitle Jewolskij; das Bespenst des Balkanbundes geht nicht mehr um; und König Peter wird im Verkehr mit der Hofburg allgemach wieder höflich. Der Bluff, der in Marokko allzu wirksam war, hat im Osmanenreich versagt. Rußland, das die neue Anleihe mit britischer Hilfe endlich unter's Dach gebracht

hat, darf sich ohne ernste Gefährdung der Dynastie und der Reichseinheit nicht von den Kerntruppen entblößen. Frankreich darf die achtzehn Milliarden, die es in die zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Meer liegenden Länder verliehen hat, nicht unabsehbarem Kriegsjahren aussetzen. Beide wollten ihre Heere nicht zu einem Feldzug gegen Oesterreich und Deutschland mobil machen. Und die serbische Sozietät war den Engländern doch nicht sicher genug.

Trotz Alledem schließt unser Orientgeschäft schlecht ab. In der Rede des Großwesirs wurde das Deutsche Reich nicht erwähnt; um so lauter der mit England erneute Freundschaftsbund gepriesen. Die Türkei gehört fürs Erste wieder zur britischen Einflusssphäre. Jeder Versuch, diesen Thatbestand zu verdunkeln, brächte nur neue Enttäuschung. Die londoner Staatskunst hat nie klüger operiert als in diesem Herbst muslimischer Renaissance. Möglich, daß auch sie den Erfolg der Jungtürken nicht viel früher ahnte als Herr von Marshall; gewiß ist leider, daß sie sich dem veränderten Zustand schneller anzupassen vermochte. Und ihr zuzutrauen, daß sie die Beziehungen der Enver Bey und Riazî zu albanischen Politikern kannte, die das Ohr des Sultans hatten. Warum mußten wir uns Griechen und Armenier völlig entfremden, ihnen fast noch unfreundlichere Mienen zeigen als die Leute des Sultans selbst? Warum versuchten wir nicht längst leise, die Jungtürken von England wegzulocken und ihnen die Zuversicht zu schaffen, daß eine drohende Reaktion nicht nur auf britischen Widerstand stoßen würde? Warum war in den Tagen der heftigsten Krisis nicht nur der Botschafter selbst (den Herr von Riederlen wohl ersetzen konnte), sondern auch das wichtigste Personal, der Erste Rath und die Hauptdragomanen, auf Urlaub? Weil Herr von Marshall nicht Lust hatte, seinem Vertreter das Leben leicht zu machen? Die beschleunigte Rückkehr des Botschafters, hieß es dann offiziös, hätte den Verdacht erregt, Deutschland wolle das alte Regime in der Noth stützen. Schlimm genug, wenn die Haltung deutscher Diplomatie solchen Verdacht gefördert hatte; daß er grundlos geworden sei, konnte der Staatsmann, den der Schlesierconcern für das Kanzleramt kandidirt, am ersten Tag nach seiner Rückkehr den im Yıldiz Ueberlebenden und den Komiteeleitern beweisen. Durchschnittsdiensboten jagt man nach, daß sie immer nur einen Gedanken im Kopf haben, nur eine Weisung aufnehmen und nicht einmal mit dem Staubwischer weiterarbeiten können, wenn ihnen ein Auftrag, der doch erst später auszuführen wäre, ins Ohr dringt. Sind auch Diplomaten die assoziirenden Centren manchmal verstopft? Als in Konstantinopel die nationale Jugend siegte, dachte man in der Wilhelmstraße offenbar nur daran, daß der revoler Plan unausführbar, die anglorussische Verständigung, die man „ganz unnatürlich“ gefunden hatte, gegen-

standlos geworden sei. Rieb die Hände und vergaß Zweierlei: daß sich in Reval nicht nur um Makedonien, um die Abwehr der Sandschahbahndrohung handelte und daß die neue Machtvertheilung unsere einzige Trumpfkarte, die das Bildniß des edlen Abd ul Hamid trug, entwerthen mußte. Ehrsame Zurückhaltung und unzweideutige Neutralität mag man dieser Politik nachrühmen: schlau und rentabel war sie nicht. Als wir wieder nüchtern wurden, sah England behaglich im Bett. War England, das mit zäher Emsigkeit Jahrzehnte lang an der Schwächung und mählichen Zerstückung der Türkei gearbeitet hatte, der Hort und Helfer der Osmanen geworden. Geliebt wurden wir von den Türken nie; trotz all den „glänzenden Empfängen“, die Wilhelm's Herz labten. Die paar Offiziere, die in die Schule des deutschen Heeres gegangen waren, hockten irgendwo in entlegenen Nestern; denn unser Freund, der Grohherr, ließ europäisch gefirniste Diener nicht gern in oder bei der Hauptstadt. In Marokko und am Sinai hatte sich gezeigt, daß Deutschland, wenn sich der Himmel über dem Islam umzog, nicht leicht zu finden war. Was nützt ein Freund, ein Protektor, der sich jeder Fährniß, jeder unbequemen Pflicht sogar entzieht? Deutschland hat der Türkei nichts weggenommen, aber auch nichts für sie gethan: das Schlagwort war geprägt. Und die Stärkung der Türkenwirthschaft? Da, wurde geraunt, ahmt Deutschland der Hexe nach, die das Kindlein nudelt, ehe sie es schlachtet. Seht Ihr nicht, wie sein Botschafter schwippt, um den Schienenstrang der Bagdadbahn zu verlängern und einträgliche Konzessionen zu erlangen? Und meint Ihr wirklich, weil die Türkei so weit von Deutschland entfernt ist, sei aus ihr, wie Fürst Bülow gesagt hat, von den Blonden nichts Werthvolles heimzuholen? Weshalb ziehen die Deutschen dann übers Meer und plagen sich in Dar-es-Salaam und Kiautschou? Nie hat ein Orientale geglaubt, daß wir um Gottes willen, weil wir nun einmal Idealisten sind, der Türkei zu besser lohnender Wirthschaft helfen möchten; nie wird's einer glauben. (Eben so wenig wie ein Brit, daß unsere Flotte nur den Handel und die Kolonien schützen solle.) Rußland, Frankreich, England, sprach der Türke im Kreis der Seinen, haben auch nichts Gutes mit uns vor; Deutschland aber hat sich als unseren Busenfreund verummmt und mästet uns, um später was Gutes schmausen zu können. Falsch oder richtig: dieser Glaube hat gewirkt. Als Eduard dann selbst telegraphirte (er thut's viel seltener als sein Neffe und seine Depeschen werden drum höher eingeschätzt) und auf seinen Besuch hoffen ließ, als England Geld anbot und Schutz versprach, war es rasch der Liebling des Volkes, konnte in die Verwaltung der Marine und der Pölle dreinreden, die nach Wien, Sofia, Belgrad zu sendenden Notizen diktiren und

für den Tag der Ernte Alles hübsch still vorbereiten. Beinahe ist schon ein Protektorat; und wenn Britania erst so weit ist, streckt sie den Polypenarm aus.

Ihre Strategie und Taktik war überall zu erkennen. Die Schonung Bulgariens und die Einschüchterung Oesterreichs, das Serbengebrüll und der Boykott: Alles von England bestellte Arbeit; bestellte und bezahlte. Wenn Deutschlands Einfluß im Türkengebiet abgedämmt wird (schon hören wir ja, daß wir, trotz der Bagdadbahn, dort keine „vitalen Interessen“ haben), war das Geld gut angelegt. Und da wir mit Demokratien und regirenden Parlamenten nicht umzugehen wissen, als Kryptoabsolutisten verschrien sind und einen Botschafter haben, der für die Praxis orientalischen Lebens untauglich ist, weder Menschen zu finden noch mit ihnen zu plaudern vermag und dem früh und spät nur die Berichterstattungspflicht vorschwebt, kann das Ziel rasch erreicht werden. Wohin fliegt der nächste Pfeil? Noch ist der Köcher nicht leer. Nicht nur um die Türkei wird da gekämpft. Auch in Indien und Egypten leben musulmanische Rationalisten, die England gewinnen muß, wenn es die Wurzel seiner Kraft nicht verdorren lassen will. Die wissen jetzt, wer in der Schicksalsstunde für den Islam das Beste gethan hat. Die Hindugährung und der Panislamiemus sind nicht mehr so gefährlich wie noch in den cronberger Tagen. Die Beziehungen zu Rußland aber fester, als selbst in Kewal zu hoffen war. Loß der verlängerten Meerengensperre. Vielleicht entstehen in Persien (das fürs Erste wohl das für den Staatpathologen lehrreichste Land werden wird) neue Schwierigkeiten, wenn Sir Edward Grey die liberalen Knicker nicht dazu bringt, den Russen einen ordentlichen Happen zu gönnen. Einstweilen ist die Bilanz ohne Schleier recht stattlich. Und der Deutsche ein Tropf, wenn er sich einreden läßt, er könne in der Welt Mohammeds bald wieder im Glanze stolziren. Das Schlimmste, eine weithin sichtbare Demüthigung Oesterreichs, ist vermieden worden. Die Rechnung, in der die Hauptposten die Türkenfreundschaft und die Möglichkeit gemeinsamer Aktion gegen britischen Uebermuth waren, hat aber ein nicht zu verklebendes Loch.

Eduard kann kommen. Der Ton sicherer Ruhe, der aus der londoner Presse herüberklingt, zeigt, daß man drüben nicht vor Enttäuschung bangt. An den Versuch, Deutschland einzukreisen und zu isoliren, ist natürlich nie gedacht worden; immer nur an die Erhaltung friedlichen Gleichgewichtes. „Die überragende Stellung, die Bismarck dem Deutschen Reich verschafft hat, ist dahin. Jetzt aber wird es von keiner Seite bedroht.“ (Daily Chronicle.) „Der deutsche Argwohn gegen England ist eben so unbegründet wie die Vermuthung mancher Briten, das Deutsche Reich wolle die Vormachtstellung, die es seit zwanzig Jahren verloren hat, zurückerobern.“ (Daily News.) Die Stim-

men der Konservativen klingen nicht sanfter. Eduard kann kommen. *Mais il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée.* Die Franzosen, denen dieses Proverbe gehört, sind schon ein Bißchen ungeduldig geworden und Herr Cardieu hat ein paar bittere Worte über den Armel gerufen. Rechts weiß man nicht, wohin die Reise geht, links nicht, wer Clemenceau ablösen wird. Der europäische Orient war das für die Westmächte schwierigste Manövirgelände; mit völlig verschiedenen Interessen sollten sie für eine gemeinsame Sache fechten. Daher war nicht viel Ruhm zu holen. Jetzt wird's wieder bequemer. Am Ende bringt der erfahrene Acquisiteur aus Berlin Einträgliches mit. Dort, wisperts aus den Ecken, ist man nicht so ruhig wie in London; weil man nicht ahnt, was der King will, ob er den suggestiblen Refren umzustimmen, dessen jungen Pessimismus zu nützen trachtet und ob der Kaiser ihm wieder des Herzens Schrein öffnen wird. Dabei thut man, als habe sich in Deutschland nichts geändert und den Zustand, der Franzosen und Briten behagte, der Haß des Wortgeplänkels in der Adventzeit kaum berührt. „Ein Mißverständnis von kurzer Dauer: in Parlament und Presse jagens die Verufenen ja selbst.“ Und Schaden durch solches Reden dem Reich, in dessen Dienst sie gemiethet sind. Glaubt ihnen nicht! Guer Reisender kommt in ein Deutschland, das er noch nicht sah. Der Kaiser wird zu ihm über Staatsgeschäfte kein Wort sprechen, dessen Tragweite nicht vorher mit dem verantwortlichen Berather ernsthaft erwogen ward. Das hat er der Nation versprochen; und die Nation fordert pünktliche Einlösung. Dann wird sie prüfen, ob der Beschluß in die Richtung ihres Willens paßt. Guirlanden und Komplimente kann der liebe Onkel getrost zu Haus lassen; in der Kammer, wo die Requisiten für Komödienbesuche gespeichert sind. Wir haben ihn an der Arbeit gesehen und wissen, was von ihm zu erwarten ist. Sind nicht so stolz, von dem Englantöer, der, als Sohn Alveris und als *Bouoör*-prinz, sein Angelsachsenhum wie ein Diadem tragen mußte, die Wahrnehmung deutscher Interessen zu verlangen. Er treibt, wie die Pflicht ihm gebietet, englische Politik und hat gegen Deutschland gerüstet und Freunde geworden, weil er annehmen mußte, Deutschland bedraue die Seeherrschaft und die islamische Stellung Britaniens. Ehe diesen Grundfragen nicht eine beiden Ländern genügende Antwort gefunden ist, wird zwischen England und dem Deutschen Reich nicht Friede. Auch nach den schönsten Reden nicht. Spart sie uns! Wir sind des alten, nutzlosen Spieles müde und müßten uns schämen, wenn es wieder anfinge. Eduard kommt nicht als *arbitre mundi*, nicht als Lehnherr zu einem Vasallen. Ob er zürnt oder lächelt: wir sind so stark wie er sammt seinen Konjorten. Höflich wollen wir ihn grüßen; doch die Würde deutschen Wesens wahren. Und ihm nicht vorlügen, daß Alldeutschland ihn ehrfürchtig liebt.

Päpstin Johanna.

Für einigen Jahren erschien in Zeitlers Verlag in Leipzig eine Uebersetzung aus dem Neugriechischen, betitelt: „Päpstin Johanna, eine Studie aus dem Mittelalter von Emmanuel Rhoidis“. Die Päpstin Johanna ist bekanntlich eine der meistumstrittenen Persönlichkeiten der Papstgeschichte. Ihre Regierung wird in die Zeit zwischen Leo dem Vierten und Benedikt dem Dritten verlegt, also in die Mitte des neunten Jahrhunderts (855 bis 867); sie soll zwei Jahre, drei Monate und vier Tage regirt haben. Während ihre Existenz bis zur Reformation von keinem Chronikenschreiber bestritten wurde, erklärte sie zur Zeit der Gegenreformation, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, der Geschichtschreiber Baronius für eine absurde, zu verwerfende Legende. Da aber Baronius von niederen Stufen bis zum Kurienkardinal sich hinaufgeschwungen hatte und dem Papstthum zur Zeit der Gegenreformation Alles daran liegen mußte, einen so bedenklichen Eindringling, wie eine Päpstin war, auszumerzen, so ist das Urtheil des frommen Baronius, trotz dessen hoher Bedeutung als Chronist und kritischer Geschichtsforscher, nicht ohne Zweifel hinzunehmen; um so weniger, weil sieben Jahrhunderte vergangen waren, als er Johannas Existenz mit seiner großen Autorität aus der geschichtlichen Welt zu schaffen glaubte.

Der Grieche Rhoidis schrieb sein Buch schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da aber Neugriechisch eine nicht geläufige Sprache ist, so blieb das Aussehen, das es machte, auf die Heimath des Verfassers, Athen, beschränkt und die griechischen Prälaten hüteten sich wohl, den Entüstungsturm, den sie in den lokalen Wäldern anbliesen, in die westlichen Zeitungen zu übertragen. Jetzt aber, nachdem das Buch aus dem Neugriechischen ins Deutsche übersetzt ward, wandert es hier in Rom seit ein paar Jahren unter den Deutschen herum und wird auf seinen Gehalt geprüft. Zunächst muß vom Standpunkt des Wortkünstlers aus gesagt werden, daß es mit sehr viel Geist und satirischem Witz geschrieben ist und daß es einen großen Reichthum an Bildern und Vergleichen enthält. Vom Standpunkt des Historikers aus ist zu konstatiren, daß der Verfasser mit Kenntniß und Gründlichkeit vorgegangen ist und, nach der Masse von Citaten zu schließen, jede Quelle, die nur irgend vorhanden ist, aufgestöbert und benützt hat. Wie weit nun die Schlüsse und Resultate, die er aus den Quellen zieht, und die Ergänzungen, die er willkürlich vornimmt, dem Thatsächlichen entsprechen, wird noch ans Licht kommen. Natürlich ist des Neugriechen Rhoidis Nationalität dabei in Anschlag zu bringen, die sich von deutscher gewissenhafter Gründlichkeit gar wesentlich unterscheidet und das Sensationelle keineswegs verschmäht. Immerhin ist es ein Cyruß, das

so viel Zeitfarbe giebt, wie nur irgend aus dem neunten Jahrhundert, dem dunkelsten von allen, herauszubringen war. Bietet doch selbst Rom in bildnerischer Hinsicht nur ganz abgeblähte Fresken (in der Unterkirche von San Clemente) und höchst sparsame Mosaiken aus der Zeit, in der die Kultur auf dem niedrigsten Niveau angelangt war, in der barbarische Roheit das Gewöhnliche, Frömmigkeit und Sitte die Ausnahme waren.

Das Buch des Pholidis setzt sich aus zwei Haupttheilen zusammen: einem polemisch-kritischen, in dem er die Belege für die Existenz der Päpstin Johanna herbeischafft, und einem romanhaften, in dem er die Lebensgeschichte erzählt und mit Ornamenten aus allerlei mittelalterlichen Mönchsgeschichten willkürlich bereichert. Für das große Leserpublikum ist natürlich der zweite Theil der interessantere; er ist mit sehr viel Humor und Phantasie, oft mit beißender Ironie geschrieben; freilich unter Anwendung von starken Pfefferdosen. Aber die Geschichte einer Päpstin ist eben kein Buch für junge Mädchen. Für die Gebildeteren oder gar die Gelehrten ist der Nachweis der Thatsache das Wichtigere und dieser Nachweis nimmt etwa den vierten Theil des Buches in Anspruch.

Pholidis sagt in der Einleitung: „Bei der Aufzählung der Verfasser von Chroniken, die uns das Gedächtniß Johannas aufbewahrt haben, wird der Leser vielleicht mit Erstaunen sehen, daß die meisten darunter Prälaten oder Mönche sind und daß sie, was noch sonderbarer anmuthet, ihre Schriften Päpsten widmen, welche die Widmung offenkundig gern annehmen, ohne den Heiligen Stuhl für entehrt zu halten, weil ein Weib auf ihm gesessen hatte, während die guten Katholiken die Existenz der Päpstin als eine gemeine, böswillige Erfindung und Verleumdung hinstellen. Dabei vergessen sie aber, daß die Verleumder Ordensmitglieder waren und die Mitra trugen.“ Pholidis nimmt zunächst des Hauptwidersachers der Johanna, des Baronius, Chronik, für sich selbst insofern in Anspruch, als er die Charakterisirung des neunten Jahrhunderts ihr entlehnt, einer Zeit, „in der die Wahl der Päpste nicht mehr von Klerikern vollzogen wurde, in der die päpstlichen Verfügungen, die Traditionen und geheiligten Ceremonien vollkommen vernachlässigt, in der viele Pontifices oder Pseudopontifices über Leichen auf den päpstlichen Thron stiegen“. Weitere Stellen aus Baronius' Chronik, zum Beispiel: die aus der Periode der drei übermächtigen Frauen am Ende des neunten Jahrhunderts, die acht Päpste hinter einander erwählen ließen, werden angeführt, um die Verruchtheit und Verderbtheit der Zeit festzustellen und um darzuthun, daß Alles möglich war, also auch eine Frau den päpstlichen Thron besteigen konnte, die „nach dem Zeugniß der Chronikenschreiber dem Heiligen Stuhl die größte Ehre gemacht hat, weil sie weise und fromm regirte“. Pholidis führt dann mehrere andere Frauen an, die als Mönche längere Zeit in Mönchsklöstern gelebt haben und nicht oder doch erst sehr spät erkannt worden sind, insbesondere

in den Zeiten, wo Barlosigkeit kirchliche Vorsehung war. Von Chronikenschreibern, die die Päpstin Johanna ausführlich erwähnen und ihre Regierungszeit an Leo den Vierten anschließen, wird vor Allen der sehr wichtige Marianus Scotus ins Treffen geführt, der am Ende des neunten Jahrhunderts lebte und den päpstlichen Stuhl bis zur Vergötterung liebte. Da dieses frommen Mannes Zeugniß höchst glaubwürdig sei, habe Baronius die Stelle für „eingeschoben“ erklärt, um sie zu entkräften. Dann Siegbert, ein Mönch und geschätzter Chronikenschreiber, der am Ende des neunten Jahrhunderts lebte. Hierauf Otto, Bischof von Freising, Halbbruder Kaiser Konrads des Dritten, in seiner Chronik, die bis 1146 reicht. Dann aus der selben Zeit Gisefid Arthur und Gottfried von Biterbo, die Johannas Regierung zwischen Leo und Benedikt ansehen und dazu bemerken, diese Frau sei aber unter den Päpsten nicht aufzuzählen. Als Hauptzeuge gilt im dreizehnten Jahrhundert Martinus Polonus, ein Dominikaner, der lange Jahre Beichtvater der Päpste Johanns des Ein- und zwanzigsten und Nikolaus des Dritten war. Von ihm wird, außer dem schon Angeführten, mitgetheilt, daß Johanna als Kind englischer Eltern in Mainz geboren wurde, daß sie zwei Jahre fünf Monate vier Tage Papst war, während einer Prozession niederkam und starb und daß sie ohne Ehrerweisung direkt an der Stelle, wo sie gestorben war, beerdigt wurde; ferner, daß die späteren Pontifices diesen Platz vermieden und auf einem anderen Weg nach dem Lateran zogen. Martinus Polonus fügt die Mahnung hinzu, diese Frau nicht unter die Päpste zu zählen. Auch diese Stelle eines gänzlich einwandfreien Chronikenschreibers (sagt Phoidis) wurde später für eingeschoben erklärt. Nachdem Phoidis durch eine Fülle von Zeugnissen (die wohl nachzutragen wären) die Thatsache der Existenz der Päpstin Johanna festgestellt und Baronius widerlegt zu haben annimmt, gründet er darauf ihre Lebensgeschichte.

„Als Freund der Ordnung und der Staatsanwälte“, zieht der Neugriechische Phoidis vor, „nicht, wie die epischen Dichter und Romanschriftsteller, in der Mitte anzufangen, sondern den Gegenstand seiner biographischen Darstellung von der Wiege an vorzunehmen und in chronologischer Reihenfolge bis zu seinem Ende zu begleiten.“

Der ungenannte Vater Johannas soll ein englischer Mönch und Nachkomme der griechischen Glaubensboten gewesen sein, die das erste Kreuz im grünen Irland aufpflanzten. „Ihre Mutter hieß Jutta, war blond und hütete die Gänse eines sächsischen Barons.“ Der Mönch, der sich und sein Weib redlich von Dem ernährte, was die Gläubigen in seinen Quersack steckten, erhielt eines Tages von seinem Bischof den Befehl, nach Deutschland abzureisen und sich an der Bekehrung der heidnischen Sachsen zu betheiligen. Er zog mit seinem Weib acht Jahre in den Wäldern Westfalens umher, tausend, lehrend, die Beichte hörend und begrabend, wobei er unendliche Leiden aus-

stand, aber von der Allerheiligsten Jungfrau immer wieder höchst wunderbar aus den größten Gefahren errettet wurde. Phöidis bedient sich bei der Wundererzählung der grotesken Ausdrucksweise damaliger Legendenbücher, die er ironisirt. Es ist nicht möglich, ihm hier in seiner derb natürlichen, äußerst satirischen Darstellung zu folgen, die gerade einen Hauptreiz des Buches bildet. Jutta gebar 818 in Ingelheim oder in Mainz ihre Tochter Johanna, die einst den Schlüssel Petri zum Himmel an sich reißen „sollte.“ Sie wurde „in dem kalten Wasser des Rheins“ gekauft, verlor schon im achten Lebensjahre ihre Mutter und unterstützte sehr früh ihren Vater in seinem apostolischen Beruf. Er lehrte sie Dogmatik, Dämonologie und Anderes, machte sie mit den Werken des Heiligen Augustinus vertraut und ließ sie, als eine Art Wunderkind, die ihr gestellten theologischen Fragen auf offenen Märkten beantworten. Fünf Jahre zog er so mit ihr in der Gegend der Elbe herum und ließ sie in ihrem sechzehnten Lebensjahr als Waise zurück. Phöidis erzählt nun einen Traum, den seine Heldin hatte und in dem ihr zwei Frauen erschienen. Die erste war die Heilige Ida, die, als Anwaltin der Ehe, sie auf die Freuden der Welt verwies und ihr unter anderen schönen Versprechungen zurief: „Meine einzige Gabe waren meine rothen Lippen, durch die ich Reichthum, Ehre und Heiligkeit erworben habe!“ Die zweite Frau war die heilige Liobba, die ihr die Freuden des Klosterlebens schilderte, „Freuden, untermischt mit Schmerzen, Unabhängigkeit statt Sklaverei, einen Abtissinnenstab statt der Spindel und Jesus statt eines sterblichen Gemahls.“ (Wie Phöidis seine Liobba die Freuden des mittelalterlichen Klosterlebens schildern läßt, muß man bei ihm selbst nachlesen.) Johanna wählte Liobba als ihr Vorbild und trat ins Kloster der Heiligen Blithrud in Mosbach ein. Ein sehr naturalistisches Abenteuer mit drei reisenden Missionaren, das sie auf dem Weg dorthin erlebte und aus dem sie nur ihr Gebet zur Madonna und ihre kräftigen Häuste erretteten, muß auf das Konto von Phöidis' lebhafter Phantasie gesetzt werden. Die Heilige Blithrud gewann die junge Nonne alsbald wegen ihrer geistlichen Bildung lieb und machte sie zur Kastodin der Klosterbibliothek, die ganze sechsundsechzig Bände umfaßte, einen für diese Zeit märchenhaften Schatz. Sie lernte die Heilige Schrift und die Kirchenörter auswendig und führte ein gottseliges Leben. Eines Tages aber stellte ihr die Abtissin einen achtzehnjährigen Benediktiner vor, der im Auftrag des Priors von Fulda in der Klosterbibliothek die Briefe des Heiligen Paulus mit goldenen Buchstaben auf Pergament abschreiben sollte. Phöidis stellt dar, wie die beiden jungen Menschenkinder vierzehn Tage lang fleißig mit einander lesen und abschreiben, wie aber am fünfzehnten Tag... „*Quel giorno più non vi leggero avanti*“, sagt Dante. Der junge Priester Frumentius mußte nach Fulda zu seinem Prior zurück und ließ Johanna trostlos im Kloster allein. Beide können die Trennung nicht ertragen. Frumentius

schreibt ihr und bestimmt einen Ort des Zusammentreffens zur Flucht. Sie führen die Flucht aus; Johanna verkleidet sich als Benediktiner-Mönch und findet im Kloster Fulda Aufnahme. Die Lebensweise der Kuttenträger wird nun von dem Verfasser beschrieben. Der uralte Rhabanus läßt seine geistlichen Gedichte durch die beiden erfahrenen Schreibkünstler sorgsam abkonterfeien. Sieben Jahre verbringen die jungen Leute voll Glück und Liebe im Kloster, ohne daß Johanna erkannt wird. Aber unter den Klosterbrüdern war auch ein Asket, der trotz der Entmannung, die er sich freiwillig auferlegt, zur Enthaltbarkeit sich nicht zwingen konnte. Dieser fand eines Abends in einem Höhlenheiligthum das Paar in ungeordneter Toilette eingeschlafen. Er nähert sich Johanna zudringlich, wird aber von dem erwachenden Frumentius weidlich durchgeprügelt und davon gejagt. Nach dieser Entdeckung ist jedoch ihres Bleibens nicht mehr im Kloster. Sie fliehen noch in der selben Nacht.

Nach dem Tode Ludwigs des Frommen machten die Streitigkeiten seiner Söhne Deutschland durch Verwüstung fast unbewohnbar. Umsonst klopfen die beiden Mönche an die Thüren der unwirthlichen Hütten und Klöster. Johanna unterwarf sich ohne Murren allen Leiden, ertrug Hunger und Kälte und die ärgsten Strapazen. Ein Mhl im Kloster Sanct Gallen war nur von kurzer Dauer, weil ein neugieriger Mönch die Beobachtung machte, daß „Johannas Ohrfläppchen durchbohrt seien“. Sie durchzogen die Schweiz, gelangten nach Frankreich, fanden freundliche Aufnahme bei Agobard in Lyon und fuhrten von da die Rhone herab nach Arles, das im neunten Jahrhundert noch ganz römischen Charakter hatte. Drei Monate erholten sie sich dort in einem sehr „gastreichen“ Nonnenkloster. Aber die Eisesucht Johannas trieb sie wieder hinaus. In Toulon nahm ein Sklavenhändler die beiden Mönche mit auf sein Schiff, „um dem Henker bei der Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Gefangenen beizustehen“. Das Schiff war nach Alexandria bestimmt, hielt aber bei Athen, wo die Mönche ans Land stiegen. Johanna hatte von ihrem Vater, der ja von griechischer Abstammung war, wie auch aus den heiligen Büchern Griechisch gelernt und eine Vorliebe für die Heimath ihrer Vorfahren geerbt: sie blieben also in Athen. Rhoidis ergeht sich nun in Schilderung der griechischen Zustände, der Landschaft, der Bewohner, des orthodoxen Ritus, der fanatischen Geistlichen, die er in den kräftigsten Farben und mit scharfer Satire malt. Die Mönche wurden zu einem Festessen bei einem vornehmen Griechen eingeladen, der Johanna die eindringlichsten Fragen über die Eucharistie und Aehnliches vorlegte, die sie mit großer Gelehrsamkeit und doch diplomatisch beantwortete. Athen unter der byzantinischen Herrschaft, der bilderzerstörenden, wird von dem Neugriechen beißend geschildert. Die beiden Benediktiner schließen sich dem Orden der „Unabhängigen“ an, gründen sich in Daphni eine Einsiedelei und einen kleinen Haushalt und üben nach Kräften

Waffreundschaft. Allmählich breitete sich der Ruf von den Kenntnissen, dem Geist und der Schönheit des Bruders Johannes in Stadt und Land Athen aus. Frumentius aber begann, eifersüchtig auf die Fülle der Verehrerinnen und hauptsächlich der Bewunderer zu werden, die von allen Seiten zur Einfiedelei strömten, um Johannes disputiren und predigen zu hören. „Frumentius barg unter seinem starken männlichen Aeußern ein Herz, weicher als Wachs; er war geboren, um zu lieben, wie die Nachtigal, um zu singen, wie der Esel, um hintenauszuschlagen. Wohl war er fähig, zweihundert Rastanien zu verspeisen, ohne das geringste Magenrücken zu verspüren, aber von seiner Geliebten vermochte er weder ein Gähnen noch einen kühlen Blick zu verdauen, und zwar nach sieben Jahren ununterbrochenen Ehelebens!“ Frauen werden aber schließlich einer langweiligen Schwachheit, Melancholie und Eifersucht überdrüssig. Johanna weinte oft über ihren Büchern bei dem Gedanken, daß ihre große theologische Weisheit in diesem Erdenwinkel ungepriesen und ungekannt von der großen Welt bleibe. Da bot sich ein Kapitän an, sie als Schiffsgesittlichen mit nach Italien zu nehmen. Weil sie an dem einsamen Orte Frumentius' Thränen „oder auch seine Häuste fürchtete“, hielt sie es für barmherziger und zugleich für klüger, ihn heimlich zu verlassen. Sie schläferle ihn zuerst in ihren Armen sanft und tief ein und floh dann auf das Schiff. Phodis schildert nun in den glühendsten Farben den tollen Schmerz des armen Verlassenen, läßt ihn aber schließlich in den Armen einer hübschen Ziegenhirtin Trost finden.

Während unser Neugriechen bis hierher den Lebenslauf der Johanna fast nur aus seiner Phantasie schöpft und an Boccaccios „Cento Novelle“ erinnert, behauptet er, von der römischen Periode ab „achtbaren Chronographen“ zu folgen. Zunächst werden die Thaten Leos des Vierten erzählt, der mit seinem Hirtenstab einen furchtbaren Sturm erregt und damit die Schiffe der Sarayenen zerstreut und zerstört hatte. Raffael hat diese Episode bekanntlich in den Stenzen des Vatikans verherrlicht. Der Benediktiner Johannes predigt in Rom „mit feurigen Zungen“ dem Volk über die Verderbtheit der Zeit und über die Nothwendigkeit der weltlichen Macht des Papstes. Sein tiefes Wissen, seine gewaltige Beredsamkeit erregen bei den höheren Geistlichen Aufsehen; der Papst wird auf ihn aufmerksam gemacht. Im Kloster des Heiligen Martin hört ihn Leo predigen. Zwei Jahre lehrt der Rönch dort unter größtem Zwang. „Frumentius war längst vergessen und die ehrgeizige Kuttenträgerin, die ihren Sinn auf höhere Dinge gerichtet hatte, beeilte sich nicht, ihm einen Nachfolger zu geben.“ Sie dichtete Hymnen auf Gott und den Papst, beschäftigte sich mit der Heilkunde und anderen Wissenschaften, sogar mit der Magie, mit der sie die bösen Dämonen, die letzten Ueberbleibsel der alten griechisch-römischen Götter, austrieb. Ihre Gelehrsamkeit, ihr tugendhafter Lebenswandel, den die hohen römischen Damen vergebens zu erschüttern versuchten,

bestimmten schließlich den schon sehr alten Papst, Johannes zu seinem Geheimsekretär zu ernennen. Das Benehmen des Vater Johannes war in dieser Stellung so geschick und entgegenkommend, seine Uneigennützigkeit so groß, daß er den Reiz der Umgebung des Papstes völlig entwarfnete. Während Johanna für alle ihre Freunde sorgte, verlangte sie für sich selbst nichts und lebte in größter Enthaltfamkeit. Papst Leo, der mehr die Eigenschaften eines Herrschers als eines Priesters gezeigt hatte, wurde nach einiger Zeit krank und starb. Auf dem Petersplatz versammelten sich die Kardinäle, die hohe Geistlichkeit, die Gesandten des Kaisers, die Nobili und das ganze Volk, um sich über die Wahl Dessen zu einigen, der künftig den Schlüssel zum Paradies bewahren solle. Ein Konklave gab es damals noch nicht. Die Parteien kämpften mit allen Mitteln gegen einander. Der Pontifex repräsentirte das Volk und war gleichsam sein Tribun; also kam dem Volk die wichtigste Stimme zu. Bestechung war an der Tagesordnung; die übertriebensten Versprechungen zogen beim Volk am Meisten. Nach vierstündigem Wahlkampf wurde Vater Johannes als Johann der Achte auf den päpstlichen Thron gehoben. Doch soll nach damaligen Chronisten der Heilige Petrus seinen Unwillen darüber, daß ein Weib seinen Thron besteige, durch Zeichen und Wunder, wie Erdbeben und Aehnliches, besonders auch durch Heuschreckenschwärme offenbart haben.

Johanna war nach dem Zeugniß sämtlicher Chronisten anfangs ein guter Papst. Brot und Spiele verlangten schon die alten Römer von ihren Kaisern; das Selbe verlangten auch ihre Nachkommen vom Papste; nur wurden jetzt die Spiele christl.-religiös gefärbt. Papst Johann der Achte unterließ auch in diesem Punkt nichts. Fast zwei Jahre dauerte der ehrgeizige Rausch und die Thätigkeit Johannas, die innerhalb dieser Zeit nicht weniger als vierzehn Bischöfe einsetzte und fünf Kirchen errichtete. Aber als die Dünste des Ehrgeizes sich zu verflüchtigen begannen, erwachte die Weiblichkeit wieder. Die opulente Lebensweise trug das Meiste dazu bei. Johann hatte sich, „der Gesächzte, Unterthanen, Bullen, Bannflüche überdrüssig“, nach Ostia zurückgezogen, das heute verlandet ist, damals aber noch am Meere lag. „Als einem geistreichen Weib widerstrebte ihr schließlich, zu glauben, daß Gott so viel Gutes in dieser Welt geschaffen habe, damit man es entbehre.“ Aber sie scheute sich vor dem Standal und den bösen Zungen, die freilich in späteren Zeiten eine Elisabeth, eine Katharina auf ihren Thronen nicht fürchteten. „Johanna unterließ zunächst nichts, um das Wiederaufleben jugendlicher Gefühle zu unterdrücken, die in dem Busen der Bierzigjährigen sproksten, wie Blumen auf Trümmern.“ Wenige Augenblicke vor seinem Tode hatte ihr Leo der Vierte seinen Nepoten Florus, einen zwanzigjährigen bildhübschen Jüngling, empfohlen. Johanna hatte den ihr blindlings ergebenen jungen Menschen zu ihrem Geheimen Kammerherrn ernannt. Zur Sicherheit des Papstes mußte der Kammer-

herr neben dem Schlafzimmer des Papstes wachen. Die weitere Entwicklung dieses dienstlichen Verhältnisses erzählt Rhoidis. Inzwischen war der Sommer längst vorüber und der Heilige Vater machte doch keine Anstalt, von seinem Landsitz Ostia am Meere nach Rom zurückzukehren. Gelage und Spiele und die übrigen Vergnügungen des Mittelalters folgten einander im Palaß. Der Pontifex fand sich nicht mehr bei den Frühandachten ein. „Doch eines Tages fiel Johanna der Freudenbecher aus der Hand, bevor sie ihren Durst vollständig gelöscht hatte!“ In der Nacht erschien ihr ein Engel, mit einer lodern- den Fackel in der rechten und einem Becher in der linken Hand, und sprach mit flammendem Blick: „Johanna, diese Fackel verkündet Dir das ewige Feuer zur Strafe Deiner Sünden, der Becher aber einen frühzeitigen Tod und Schmach auf Erden! Wähle jetzt zwischen Beiden!“ Sie ergriff, zutückschauend vor der ewigen Strafe, den Becher der Schande und des Todes und leerte ihn.

Während der Pontifex in Rom nun vor den Bewohnern der jenseitigen Welt zitterte, bedrohten zugleich noch nähere Feinde seine Macht. Als die Römer sahen, daß die Sarazenen die Küsten plünderten, ohne zurückgeschlagen zu werden, daß die Räuber in den Vorstädten hausten, daß die Kassen leer und die Kirchen verlassen waren, daß schließlich eine Heuschreckenplage alle Felder verwüstete, fragten sie voll Zorn, warum Seine Heiligkeit die weltlichen und geistlichen Waffen in der Scheide lasse. Die Revolutionäre rüdten drohend und schreiend unter die Fenster des Vatikans. Die bleiche und verfallene Gestalt des Pontifex wurde am Fenster sichtbar und verkündete für den nächsten Tag eine große Bittprozession und eine feierliche Ergommunikation der Heuschrecken. Der Papst setzte sich unter Glockengeläut und Weihrauchdampf wirklich am folgenden Tag mit dem Hirtenstabe in Bewegung, bestieg sein weißes Maulthier: und unter Begleitung von mehr als zwanzigtausend Menschen zog die Prozession am Forum Trajans, am flavischen Amphitheater vorbei und machte auf dem Lateranplatz Halt. Hitze und Staub waren furchtbar und vermehrten das Angstgefühl und Uebelbefinden Johannas in hohem Maße. Als sie den Weihwedel in das Weihwasser tauchen will, fällt sie ohnmächtig vom weißen Maulthier. Sie ist zu früh niedergekommen und wälzt sich halbtot auf dem Boden. Priester und Volk mißhandeln sie. Sie stirbt. Ihr Leichnam wird da begraben, wo sie ihren Geist aufgegeben hat, und auf dem Grabe errichtet man später ein Morddenkmal, das eine gebärende Frau darstellt und erst auf Befehl des fünften Sixtus, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, also zur Zeit des Baronius, in den Liber geworfen wurde. „Credo, quia absurdum!“ könnte man hier mit Recht sagen.

Rom.

Dr. Julius von Werther.



Der Prinz.

Johannes Schloß wünscht, daß ich ein Wörtchen über seinen Prinzen sage. Vorzustellen brauche ich ihn wohl nicht. Die Einen werden den (bei Georg Müller in München erschienenen) Roman selbst, die Anderen wenigstens Rezensionen gelesen haben. Ich habe mich vor den zwei Bänden ein Wenig gefürchtet. Unmodisch, wie ich bin, lese ich Romane nicht zur Mortifikation, sondern zur Erholung, Erquickung und Erheiterung; und halte es auch mit dem Theaterdirektor: „Vor Allem laßt genug geschehen!“ Mit Abstraktionen muß ich mich gar oft bei der Arbeit herumplagen. Hier, meinte ich, laure hinter der Romanfalle ein Philosoph auf seine Beute. Ich erlebte eine angenehme Enttäuschung. Es ist eine wirkliche Geschichte und von der ersten Seite an passiert ziemlich viel darin. Freilich zunächst bloß Knabenerlebnisse; doch wenn man ein Bißchen Kinder- und Jugendnarr ist (Dessen braucht man sich ja im Zeitalter des Kindes, das zugleich das Zeitalter der Entwickelungsmanie ist, nicht zu schämen), so sieht man gern zu, wie sich in den paar auf die Lecture verwendeten Stunden ein unklüchtig gescholtener Junge zum tüchtigen Manne entwickelt.

Daß das Thema: wie der vom Studirdrang befeffene Junge die Hindernisse überwindet, die der allzu praktische Vater aufstürzt, etwas abgedroschen ist, läßt die originelle Behandlung vollständig vergessen. (Das Entgegengesetzte, wie der Rath- oder Sekretärsohn, der am Besten in Wilhelm Meisters pädagogischer Provinz bei den Pferden oder allenfalls in der Schmiedewerkstatt gedeihen würde, vom Despoten „Standesgemäß“ an die Bank der Lateinschule angenagelt wird, behandeln die Novellisten viel zu selten.) Die Enttäuschung war doppelt angenehm, weil dem Helden die Peinigungen erspart werden, denen sadistische Autoren ihre Lieblinge zu unterwerfen pflegen (von einer Romane schreibenden Dame erzählt man, sie habe beim Schreiben über die Qual ihrer Helden und Heldinnen Thränen vergossen; da sie nun eines Tages ganz trostlos gewesen sei, habe ihr Mann sie auf die Schulter geklopft mit den mitleidvoll gesprochenen Worten: „Gieb sie ihm!“); und weil wir in die angenehmste, von einem milden rosarothem Licht überstrahlte Gesellschaft geführt werden. Keine Spur von Lazarethpoesie. (Als Prophet hat Papa Goethe am vierundzwanzigsten September 1827 dieses Wort geprägt; denn Das, was er selbst von der Sorte erlebt hat, war ja nur ein schwächerner Anlauf zu dem Graufigen, das in unseren Tagen gewagt wird.) Lauter hübsche, stramme, tüchtige Jungen beiderlei Geschlechtes, liebenswürdige, hilfsbereite Onkel und Tanten, Lehrer, die begabte Schüler gütig fördern und ihnen sogar ein paar Jahre Gymnasium ersparen, alte Damen und Bankiers, die mittellosen jungen Leuten aus der eigenen Tasche reichliche Stipendien zahlen, etliche verunglückte Existenzen in der Gestalt origineller Käuze, der einzige Bösewicht ein äußerlich korrekter,

·piff seiner junger Herr, den anzuschauen weder Frauen noch Efel erregt; und nun gar der Held: ihn hat sein Erzeuger (ich meine natürlich nicht den Windmüller) mit allen erdenklichen und einigen beinahe undenkbaren leiblichen, seltlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet. Und keine peinlichen Situationen. (Gott sei Dank! Denn mit solchen plagt uns, wie mit unerfreulichen Gestalten, die schlechte Wirklichkeit gerade genug.)

Aber auch in diesem schönen Palmehaine wandelt man nicht ganz ungestraft. Man erlebt eine dritte Enttäuschung, die weniger angenehm ist. So um die Mitte herum gerathen wir doch noch in die Philosophie und müssen darin bis ans Ende waten. Anfangs ist die Sache nicht schlimm. Ein Weilschen zuhören, wie Sekundaner und Studenten philosophiren: Das ist ganz amüsant, wenns nicht zu lange dauert. Es gehört zu den Gaben, die des Verfassers Beruf zur Koedestik beweisen, daß er jede seiner Personen in einer ihrem Bildungs- und sonstigen Stande angemessenen Art reden zu lassen versteht. Der Anklagespreech des unbeholfenen alten Rühlknechtes ist ein wahres Kabinetstück. Und die jungen Leute philosophiren also auch nicht wie ein Buch oder wie Goethe im Gespräch mit Erdmann. Ich hatte als Student einen Kommilito, der beim Kaffee oder Bier Stunden lang dozirt in lauter völlig korrekten, abgerundeten, wohlklingenden Perioden, in gleichmäßigem Fluß, ohne zu stocken und ohne andere Unterbrechung als die durch Einreden der Anderen. Aber eben nur Einen. Seitdem habe ich (auch unter den Kommilitonen von achtzig bis hundert Semestern) Keinen mehr kennen gelernt. Schlafs Leuten nun reden meistens, wie sichs gehört, in abgerissenen, unvollständigen Sätzen, mit vielen „na ja“, „haha“, „hm“, „ich weiß nicht“ dazwischen. Das nimmt man ganz gern mit, wenns nicht zu lange dauert; auch eine mythische Naturphantasie wie die auf Rügen. Aber es dauert eben zu lange. Ich glaube nicht, daß Viele die Geduld haben werden, diese Gespräche und innerlichen Monologe vollständig durchzulesen. Und die Leser ungestraft langweilen zu dürfen, dazu sind wir Beide, Schlaf und meine Wenigkeit, nicht betüht genug; Das dürfen sich nur Professoren von Weltruf erlauben und solche Dichter, die schon einmal den Roman oder die Pöffe der Saison oder wenigstens der Woche verbroschen haben. Schlaf hätte also klüger gehandelt, wenn er sich auf kurze Proben solcher Gespräche und Monologe beschränkt hätte.

Oder wäre der Roman wirklich nur eine Falle, mit der er das Publikum für seine Urchemie und Kaffentheorie einfangen will? Dazu ist er doch wohl, wie mir das viele Verständige in seinem Roman beweist, zu geschick. In dieser aphoristischen und die Widersprüche hervorkehrenden Disputierform vermöchte er noch weniger zu überzeugen als in der zusammenhängenden Darstellung seines Niepschebuches. Eher wird er ein Vorurtheil dagegen erwecken. Demn wenn Kurt, so heißt der Bösewicht, dem Helden Jürg, der Schlafs

Theorie vertritt, das Irrenhaus in Aussicht stellt, und wenn Jürg selbst einmal verrückt zu werden fürchtet, so theilt der Leser diese Befürchtung. Daß der Verfasser seine mystische Philosophie für die Komposition verwendet, dagegen ist an sich nichts zu sagen. Er will zeigen (Das ist die Haupthandlung des Dramas), wie die Klapperschlange Kurt das Böglein Jürg in ihrem Vann festhält, bis sie zwar nicht den Leib, aber den geistigen Inhalt des Opfers verschlungen und verdaut hat. Und warum sollte er als Inhalt eine fremde, statt seiner eigenen Philosophie wählen, die also wenigstens skizzirt oder angedeutet werden mußte? Die höchst komplizirte Seele dieser Klapperschlange ist offenbar nicht erfunden oder ergrübelt, sondern in der Beobachtung eines solchen hochmüthigen und klugen Egoisten aus dessen Handlungen erschlossen. Den Jürg, diesen Prachtkerl, versteht man ja leichter; nur ums Ende wird auch er problematisch. Daß er sich für ruiniert hält, als er erzählt, daß ihm Kurt seine Kaffeedee gestohlen, sie in einer glatten, klaren, von Phantastik freien Abhandlung fürs Publikum präparirt hat und ihm damit zuvorgekommen ist, so daß der Nachhinkende, schon durch seine Phantastik ungünstiger Gestellte auch noch als Plagiator erscheint: Das ist ja selbstverständlich. Aber warum glaubt er vor diesem Ereigniß schon, daß ihm seine Kaffeedee die Thür zur akademischen Laufbahn vor der Nase zuschlage? Da sagt man doch: Du bist wehchugge, mein Freundchen! Wenn er auch von der exakten Wissenschaft, die er meistert, nicht mehr einen so hohen Begriff hat wie anfangs, so braucht er sie doch nicht gleich, dem ihm neu aufgegangenen theosophischen Licht zu Liebe, wie einen abgetragenen Rock an den Nagel zu hängen. Mögen immerhin die Naturwissenschaften die Religion nicht ersetzen (oder Das, was Schlaf für Religion hält), so sind sie doch sonst noch zu Allerlei zu gebrauchen; und da keine ehrliche Arbeit schändet, selbst das Straßenkehren nicht, so ist es auch keine Schande, mit einer etwas reduzirten Ansicht vom Werth der Naturwissenschaften sie zu lehren. Daß er nach der etwas plöylich (man sieht nicht, wie) eingetretenen günstigen Wendung seiner Lage seine Jugendliebe heirathet, macht seinem Charakter Ehre wie dem seines Schöpfers, der den Ruth hat (Ruth gehört ja heute wirklich dazu), auch in diesem Stück altmodisch zu sein.

Dank verdient die Sorgfalt, die Schlaf auf Kleinmalerei verwendet; er stellt uns damit die Personen und ihre Umgebung so deutlich vor Augen, daß wir sie zu sehen glauben, was unser Behagen in ihrer angenehmen Gesellschaft steigert. Die Anzüge und das Ankleiden beschreibt er so ausführlich und genau wie Homer die Rüstung des Achill und die allerdings sehr einfache Abend- und Morgentoilette Telemachs. Die zahlreichen Nebenpersonen, die er am Schicksal der drei Hauptpersonen mitarbeiten läßt, verschwinden spurlos, sobald sie ihren Dienst verrichtet haben; ein Beweis dafür, daß das von mir mehrfach gelobte Altmodische keineswegs einem Mangel an originaler Schöpfer-

Kraft entstammt. Keinen Genuß hat mir gestern Abend seine Novelle „Lantchen Ronhaupt“ (in Westermanns Monatsheften) bereitet. Da kommt seine Gabe, geschieht zu erfinden, anschaulich zu charakterisiren und hübsch zu erzählen, ungetrübt durch philosophischen Nebel zur Geltung.

Reiße.

Karl Jentsch.



Minister Goethe.*)

Auf der Höhe seines Lebens angelangt, die zurückgelegten Wanderstreden mit ruhig-mildem Auge überschauend, erkannte Goethe das Symbolische seines Daseins und wie ein Gleichniß jeglichen Strebens nach Vollendung er schien ihm sein eigener Entwicklungsgang, würdig, der Nachwelt in getreuer Spiegelung überliefert zu werden. Mit dem Silberhast des Alters begann er nun das Märchen seiner Kindheit zu schildern und durchmaß gelassen-heiter die Gesilde jugendlichen Drängens und Wollens bis an die Schwelle, da der Jüngling die Bühne der Welt betritt. Dann ging er hin und erzählte das Epos der italienischen Läuterung, beschwor die kurze Episode der Berührung mit den französischen Wirren, um hieran chronikartig die Reihe der „Tag- und Jahreshefte“ anzuschließen. Blühender jedoch, in gegenwärtiger Anschaulichkeit, sollte nach seinem Willen diese hohe Zeit der Erfüllung der Briefwechsel mit Schiller und Zelter aufbewahren.

Ein weitgesponnenes Netz von Bekanntschaften hat er so über den ganzen langen Weg von der Wiege bis zum Grabe ausgebreitet und nur eine Strecke in großem Bogen stumm umgangen, als fürchte er, die Geister zu wecken, die dort schlummerten. Die zehn Jahre seines Lebens, die zwischen „Dichtung und Wahrheit“ und der „Italienischen Reise“ kassen, die entscheidende Zeit, in der der Jüngling zum Mann reifte, hat Goethe nie zu schildern unternommen. Wahrlieh: nicht die Rücksicht auf die Frau, die ihm in jenem Jahrzehnt so nah wie keine andere gestanden, hat ihn davon abgehalten. Die Erinnerung an diese Liebe genoh Goethe im Alter beinahe unpersönlich, wie etwas aus dämmerhafter Ferne Herüberstimmendes, von der eigenen Seele Geldtes, und tote Zeichen waren ihm die Zeugnisse einstigen Gefühlsüberwallens, die er nun mit der theilnamlosen Miene des kühl Betrachtenden wegschicken konnte: „Was man doch artig ist, wenn wir jung sind“ . . . Tiefer lagen die Gründe verborgen. Er mochte dem Todtel nicht aufheben von dem Grabe, das langgedährte Wünsche, kühne Hoffnungen, schmerzvolle Enttäuschungen verschloß.

*) Diese Darstellung der weimariichen Lehrjahre Goethes ist zur Einleitung einer Ausgabe bestimmt, die den Briefwechsel des Dichters mit Charlotte von Stein vereint. Diese „kritische Gesamtausgabe“ trägt den Titel „Goethes Briefe an Charlotte von Stein“, hat drei Bände und erscheint bei Eugen Dieberichs in Jena. Dem Text ist eine Zeichnung Tischbeins und sind Handzeichnungen Goethes beigelegt. Ueber den Werth des Werkes braucht man nichts zu sagen, nachdem Herman Grimm geschrieben hat: „Man wird diese Blätter lesen und kommentiren, so lange unsere heutige deutsche Sprache verstanden werden wird.“

Die Epoche der ersten zehn Jahre Goethes in Weimar bedeutet ein leidenschaftliches Ringen des Poeten um die Welt der Wirklichkeiten.

Der sechsundzwanzigjährige Dichter aus Frankfurt wird nach Weimar berufen. Nach Weimar, an den Hof eines Fürsten. Man vergewöhnliche sich, was Das im achtzehnten Jahrhundert heißen will. Der Hof eines Fürsten bedeutete damals die Welt. Wer in das Treiben der Welt und der großen Herren Einblick gewinnen wollte, mußte an einen Hof; hier war die Bühne, auf der man sein Glück versuchen konnte. Jeder deutsche Hof, und war er noch so klein, war ein verpflanztes Versailles und der Fürst ein Nachtreter des Roi Soleil. Von der fürstlichen Sonne aber ging das Licht nach allen Seiten aus und zog wiederum alle Lichter an sich.

Die große Reichsstadt Frankfurt konnte sich darin mit dem kleinen, nicht über sechstausend Einwohner zählenden Weimar nicht messen. Das öffentliche Leben der patrizischen Republik, das schon durch den gegenseitigen Reiz der regierenden Geschlechter in fest umschriebene Ordnung gezwängt war, bot keine Möglichkeit für ein außerordentliches politisches Schicksal. Langsamem Schrittes bewegten sich hier die Dinge in bewährten Bahnen, nicht beherrscht, sondern den Mann beherrschend, keinen Sprung zulassend. In diesem geregelten Organismus war für eine Ausnahmestellung kein Raum. In Weimar hingegen entschied die Gunst des Fürsten über Alles. Sie konnte Einem den Weg zu den höchsten Staffeln der „Welt“ öffnen.

Und in Goethe lebte die Sehnsucht nach der Welt. Im Zeitalter der Aufklärung, ehe der französische Thron derstehend zusammenbrach, erwartete man alles Heil der Völker von dem Einfluß guter Ideen auf die Könige. Man drängte sich an die Herrscher heran, wollte sie erziehen, suchte ihre Freundschaft, schrieb Fürstenspiegel. In der Literatur jener Tage bilden nicht die dichterischen Werke das große Ereigniß, sondern die politischen. Die Schriften von Voltaire, Montesquieu und Rousseau, Hallers politische Romane, Wielands „Goldener Spiegel“ sind es, die das Geschlecht begeistern. Auch Goethe steht in ihrem Bann. Hallers Lösung ruft er als Kronzeugen für seinen Gdhy an und mit dem Goldenen Spiegel befaßt er sich öffentlich in einer tiefdringenden Anzeige. In diesem Roman, über dessen Weisheit und Freimüthigkeit noch der heutige Leser erschauert, vermißt er dennoch eine drastischere Schilderung sozialer Gegensätze und Ungerechtigkeiten und ruft: „Die marmornen Nymphen, die Blumen, die Vasen, die kunstgestrichene Weinwand auf den Tischen dieses Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung setzen sie nicht voraus? Welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum ist?“ Seine Worte deuten jedenfalls ein lebendigeres Interesse an den Problemen der Allgemeinheit an, als man es dem Dichter zumuthen würde. Lavater, der virtuose Menschenkenner, hatte Goethe am Besten erkannt, als er von ihm schrieb: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein.“

Sicher waren aber die weimarischen Prinzen, als sie in den Dezembertagen 1774, durch Frankfurt reisend, mit dem Verfasser des Werther zusammentrafen, nicht wenig überrascht, ihn von Politik, vom Reich und von seiner Verfassung, statt von Literatur sprechen zu hören. An der Hand von Justus Möfers „Patriotischen Phantasien“ hatte er ihnen die Aufgaben, die die kleinen Staaten in dem großen Organismus zu erfüllen hätten, entwickelt. Das Buch war gerade damals erschienen; es war der erste Theil einer Sammlung von Aufsätzen, die ein prä-

nischer Politiker im anziehendsten Form über all die Fragen schrieb, die damals die Reformen Kaiser Josephs des Zweiten und Friedrichs des Großen zu lösen bestrbt waren: Fragen der inneren Verwaltung und der Rechtsausübung, der allgemeinen Wohlfahrt, der Befreiung der Banern von den Frohnden und so weiter. Das Buch hatte in Goethe gezündet. Aber erst nach der Unterhaltung mit den Prinzen drängt es ihn, der ihm unbefannten Tochter Wöfers für die Herausgabe dieser Aufsätze zu danken. „Ich trag' sie mit mir herum“, schreibt er ihr; „wann, wo ich sie aufschlage, wird mirs ganz wohl und hundertlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entsalten sich in meiner Seele.“

Dachte er dabei, daß es ihm selbst vielleicht bald beschieden sein würde, manche Idee Wöfers zu verwirklichen?

Ein Jahr später ist Goethe bereits in Weimar. Scheinbar nur zu Besuch, als Freund des Herzogs, und in der Absicht, die schöngeistige Hofgesellschaft mit seinen Produktionen zu unterhalten. Doch der junge Herzog, früh reif trotz seinen achtzehn Jahren, klammert sich vom ersten Augenblick an ihn fest und will ihn nicht ziehen lassen. „Goethe kommt nicht wieder von hier los“, meldet Wieland aus Weimar; „Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten.“ Und Goethe selbst erkennt sofort die glückliche Lage, in die ihn ein Zufall versetzt hat: er sieht die Möglichkeit, durch die Freundschaft eines ihm ergebenen Fürsten in die Geschicke eines Landes einzugreifen. „Meine Lage ist vorthellhaft genug“, berichtet er schon nach zwei Monaten an Mend, „und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplay, um zu versuchen, wie Einem die Weltrolle zu Gesichte stünde.“ Und bald darauf: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren; und so immer fort.“ Es ist ein Rausch, der den Poeten erfasst bei der Vorstellung, daß ihm nun die Pforten in das thätige Leben geöffnet seien, daß er fortan nicht mehr auf die Schattenwelt dichterischer Gebilde beschränkt bleiben solle.

Schon nach einem halben Jahr ist Goethe Minister. Anfangs zwar nur, was man heute einen „Minister ohne Portefeuille“ nennt; im Grunde aber als intimer Berater und Leiter des Herzogs vom ersten Tag an das entscheidende Mitglied des Ministerrathes. Allmählich reißt er auch ganze Verwaltungsgebiete an sich, die er nach eigenen Plänen umgestaltet und ausbaut. Und mit dreißig Jahren hat er bereits die höchste Ehrenstufe erklimmen, die einem Bürgerlichen überhaupt erreichbar ist: er wird Geheimrath.

Den vollen Umfang des goethischen Wirkens im Ministerium können wir heute gar nicht ermessen. Noch ruhen die meisten Akten, die sich auf seine amtliche Thätigkeit beziehen, im Dunkel der weimariſchen Archive. Wir sind auf die hier und da, planlos und ohne jeglichen Zusammenhang, aufgetauchten Dokumente, auf die Briefe und die leider nur spärlich ins Tagebuch eingetragenen Zwiegespräche des Dichters mit sich selbst angewiesen. Das Wichtigste, das mit dem herzoglichen Freunde natürlich immer mündlich, oft in gemeinsam durchwachten Nächten, besprochen wurde, bleibt für uns verloren. Nur Einzelnes läßt sich errathen und nur in großen Linien die Entwicklung dieser zehn Jahre nachzeichnen.

„Thätiges Selbstvertrauen. Eisyphisches Uebernehmen. Unbegriff des zu Leistenden. Sichere Kühnheit, daß es zu überwinden sei“: diese Stichworte notirt

sich der Kreis für die ersten weimarer Jahre, als er daran denkt, die doch gar zu flüchtig gerathenen ersten Seiten der „Annalen“ nachträglich zu erweitern. Und in der That: nur ein grenzenloses Vertrauen zu seinem Genies und ein sicheres Bewußtsein, daß seinem Können schlechterdings nichts unmöglich sei, konnte einem Menschen in so jungen Jahren den Muth leihen, Lasten auf seine Schultern zu nehmen, von denen jede einzelne den ganzen Mann verlangte. Auf keine andere Epoche paßt die Charakteristik, die Goethe selbst einmal von sich entworfen, besser als auf diese: „Niemals glaubte ich, daß Etwas zu erreichen wäre, immer dachte ich, ich hätte es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können: und ich hätte gedacht, Das verstehe sich von selbst.“ „Aber“, setzt Goethe hinzu, „daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltens zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen.“

Mit einer wahren Begeisterung stürzt sich Goethe in die Fluth der Regierungsgeschäfte. Es ist wie ein Hunger, der sich seiner bemächtigt, Land und Leute kennen zu lernen, denen er hinfort leben soll. „Goethe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein!“ ruft der entzückte Wieland im Herbst 1776. Der Fülle der neuen Erfahrungen und Kenntnisse, die auf ihn eindringen, giebt sich der junge Adel mit einer wahren Wonne hin. Jede neue Aufklärung ist ihm ein Ereigniß. „Es ist ein wunderbar Ding ums Regiment dieser Welt, so einen politisch moralischen Grundtopf nur halbwegs zu säubern und in Ordnung zu halten“, gesteht er nach den ersten selbständigen Einblicken in die Staatsmaschine. Und immer neue Gebiete erobert er sich. Gleich im ersten Jahr dringt er in die Geheimnisse des Bergbaues. Um an der Erneuerung des ilmenauer Bergwerks mitzuarbeiten, greift er ernstlich das Studium der Geologie an, das ihm bald die tiefsten Wahrheiten über die Formationen der Erde enthüllt. Wieder aus praktischen Gründen verlegt er sich auf botanische Studien: auch hier eröffnet sich ihm alsbald eine neue Welt, die ihm zur Quelle herrlichster Entdeckungen wird. Um auf der Zeichenschule den Schülern die Anatomie des Menschen vorzutragen (denn auch diese Aufgabe legt er sich zu), beginnt er selbst, eifrig Vergleichende Anatomie zu treiben, und erobert sich so ein Reich, das er bis ans Lebensende mehren sollte zu Ruh und Frommen der zoologischen Wissenschaft.

Mit jedem Jahr wächst der Kreis seiner Pflichten und er erzieht sich bewußt, um jeglicher Aufgabe gewachsen zu sein. Das Tagebuch enthält vielfach Zeugnisse dieser Selbsterziehung, sei es durch Zuspruch, sei es durch Aufmunterung. So gegen Ende 1778: „Biel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß abends mein ganzes Wesen zwischen den Augennochen sich zusammenzubringen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit.“ Und wenige Tage später, der Wollust der Activität sich hingebend: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel.“

Im Jahr 1779 übernimmt er zu den übrigen Verpflichtungen noch auch die Direction der „Kriegs- und Wegebaukommission“ und dieses Amt führt ihn landauf, landab, bald, um die Straßen zu besichtigen, bald, um die Aushebung der Rekruten vorzunehmen. Und überall kommt er mit der Bevölkerung in Berührung, lernt ihre Noth kennen und sinnt auf Abhilfe. Er beschäftigt sich mit dem Feldbau und den Problemen der Wiesenbewässerung. Er ist bei allen Kalamitäten zur

Stelle, und während er sich in einem fernem Dorf bei einem Brande an den Völk-
arbeiten theiligt und sich die Augenbrauen versengt, entwirft er Pläne für eine
mögliche Feuerordnung, um sie nach mehrfachen Versuchen im Lande einzuführen.
Er unternimmt Schritte, um die Brandsteuern für die unteren Bevölkerungsschichten
herabzumindern. Er heft im Stillen einen Plan aus, um das Militär, Karl Augusts
Stiefsohn, das doch für den kleinen Staat unter allen Umständen einen Luxus
bedeutete, zu reduzieren. Doch wendet er den verwahtlosen Soldatenkindern seine
Sorge zu, errichtet ihnen eine Garnisonsschule und läßt für die Mädchen ein Spinn-
büchlein ausarbeiten, um sie für den Erwerb vorzubereiten. Auch das ganze Steuer-
wesen fällt ihm mit dem neuen Amt zu, das, unter seinem Vorgänger vernach-
lässigt, ihm unendliche Mühe macht, bis ihm auch nur gelingt, Licht in die Re-
positur zu bringen, und er voll Genugthuung im Tagebuch verzeichnen kann, daß
auch Dies endlich bezwungen sei. Sogleich aber fügt er unentmuthigt bei: „Nun
zu bringen, wozu Gott Gelegenheit und Muth verleihe . . .“

Es erscheint sonderbar, wie diese mannichfachen Beschäftigungen, die dem
eigentlichen Wesen des Dichters nichts entgegenbringen, ihn dennoch reizen können,
daß er ihnen seine beste Zeit opfern mag. Aber daß sie das Innerste seiner Seele
nicht berühren: gerade Das ist, was ihn so zu ihnen hinzieht.

Man muß das Bild des späteren Goethe, wie es sich der Erinnerung der
Zeiten einprägt (des Goethe, der sich bezwungen und den goldenen Kranz des
Lebens errungen hat) vergessen, wenn man den Goethe dieser Jahre beschwören
will. Der Dichter, der nach Weimar kommt, trägt einen Dämon der Unruhe in
sich. Sein Phantasieleben ist so übermächtig, daß es ihn manchmal zu zerstören
droht. Er findet keine Brücke von dem stolzen Dasein seines Inneren zu der dumpf
schleichenden Welt, aber die doch sein Fuß immer wieder stolpert. Wie ein von
den Kumeniden Gepeitschter tritt er den gastlichen Boden Weimars mit dem
Gebet des Wanderers auf den Lippen:

Ach, ich bin des Treibens müde!

Was soll all der Schmerz und Luß?

Süßer Friede,

Komm, ach komm in meine Brust!

Er selbst hat die Gefahren, denen ja so Mancher in seiner Nähe erlegen ist,
hellsehend erkannt. Er hat sie wiederholt geschildert, der Welt zur theilnehmen-
Unterhaltung, sich selbst zur Warnung: im Werther und im Tasso. An Tasso, dies
selbstlos treueste Spiegelbild des Dichters, muß man in dieser Epoche vor Allem
denken, an Tasso, den ja Goethe noch in späten Tagen als Wein von seinem Wein
und Fleisch von seinem Fleisch bezeichnet hat.

In Weimar, wo ihm ein neues Leben winkt, schiebt er seinen unruhvollen
Dämon. Er sucht gegen ihn anzukämpfen, indem er sich solchen Thätigkeiten zu-
wendet, bei denen die Imagination ausgeschlossen bleibt. Dies hilft. Sein Wille
siegt. Das Bewußtsein, daß von seinem Wirken Folgen ausgehen, die das Schicksal
eines ganzen Landes bestimmen, giebt seinem Leben einen neuen Inhalt. Ein
Verantwortlichkeitsgefühl tritt in ihn, das ihn streng gegen sich selbst macht. „Nie-
mand, als wer sich ganz verleugnet, ist werth, zu herrschen, und kann herrschen“.

ermahnt er sich im Tagebuch. Und eine Frömmigkeit überkommt ihn, daß er seinen Genius bittet: „Rüge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer leichter in mir werden!“ So wenig drücken ihn die Lasten, die er trägt, so wenig vermag in seine Seele ein Zwiespalt einzufahren zwischen dem Leben, dem er sich widmet, und dem Dichter, der nicht gestorben ist, daß er, in Amtsgeschäften unterwegs, nach ermüdender Tagesarbeit in ein Wirkshaus einkehrend, die Geister rufen kann, die ihm Jphigeniens wunderbar rauschende Melodien ins Ohr flüstern . . . Und der Einunddreißigjährige ist bereits so gefestigt in sich und so des einfügen Sieges gewiß, daß ihm die übernommenen Pflichten mit dem eigensten Ich zusammenschmelzen zu einer Vision seines Lebens, wie es kühner und großartiger kaum je ein Weltoberer geträumt hat: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart; diese Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünsche ichs den größten Menschen gleichzutun und in nichts Größere. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben ist und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spizen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der Babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen: Es war kühn entworfen: und wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.“

Alein darin liegt die Tragik alles auf's unmittelbar Thätige gerichteten Wirkens, daß das Leben seinen unerbittlichen, durch alle Vergangenheiten bestimmten Weg geht und Weltbeglückungspläne noch immer besonders mächtig in Jenen waren, denen das Schicksal keinen Thron zugewiesen hat. Dem im Leben drin Stehenden darf diese Erkenntniß nicht kommen; kommt sie aber einmal über ihn, so bewirkt sie einen völligen Zusammenbruch.

Schon im Jahr 1779 begegnen wir in Goethes Tagebüchern dem Geständniß: „Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch wie ein Kaminfeuer. Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, sollt' ich mir die Hälfte austreten. Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen . . .“ Allmählich geht ihm aber doch das Fruchtlose seiner Selbstaufopferung auf. Wo, um Hilfe zu schaffen, ein tiefergehender Eingriff in den Organismus des Staates nothwendig ist, sieht er seine Hände gebunden. Der Herzog, in dem er sich einen Bundesgenossen aufzuziehen gehofft, an dessen Leitung er die Jahre her seine besten Kräfte gewendet (zwei Drittel seiner Existenz verdanke Karl August Goethen, bezeugt Knebel, der es am Besten wußte), der Herzog läßt ihn bei seinen in die Weite greifenden Bestrebungen im Stich. Es ist eine schmerzvolle Einsicht, die sich Goethen nach einem sechsjährigen Zusammenleben mit Karl August ausdrängt: „Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungart, und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Laumel; einen langen Plan durchzusehen, der in seiner Länge und Breite verwegener wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit.“

Man mag über Karl August nicht den Stab brechen. Er war von allen Fürsten seiner Zeit, selbst Friedrich von Preußen nicht ausgenommen, der am Menschlichsten gesinnte, am Wenigsten in den Vorurtheilen des unnatürlichsten

Standes befangene. Und daß er einst der Jüngling des freisten Menschen gewesen, bewies er noch im Alter, als er nach dem Wiener Kongreß nicht nur gegen Metternichs Opposition, sondern sogar gegen Goethe als der erste deutsche Fürst seinem Land eine Verfassung gab. Doch von den Erbünden Aller, die in den Herrscherberuf hineingeboren werden, war auch er nicht frei. Seinen fürstlichen Passionen abzugeben konnte oder mochte er nicht. Der Herzog hat seine Existenz im Erzen und Jagen, klagt Goethe immer wieder; er, der, auf seinen häufigen Ritten durch das Land überall einklehrend, mit eigenen Augen die Folgen des unverhältnißmäßigen Aufwandes wahrnimmt, der am Hof getrieben wird und den doch das Volk befreiten muß. Er spricht offen von der „Verdammniß, daß wir des Landes Karl verzehren“. Die unglückliche Lage des Landmannes ist es besonders, die ihm keine Ruhe läßt. Er findet wohl, sich nach einem allgemeinen Befehle umsehend, die gleiche Ungerechtigkeit auf allen Stufen der organischen Natur wieder; allein man fühlt doch, wie ihm die Formesader anschwilt, indem er schreibt: „Wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gefogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leitern. Und so geht's weiter und wir habens so weit gebracht, daß oben immer in einem Tag mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht — organisiert — werden kann.“ Zu den sozialen Reformplänen, mit denen sich Goethe trug und sich die er seinen Fürsten nicht gewinnen konnte, gehörte denn auch vor Allem die Abschaffung der Zehnten und es mußte wie eine Wiskung von Tragik und Selbstironie an, wenn wir sehen, wie Goethe, was er als Minister zu erreichen nicht die Macht hatte, in sein eigenes Reich, die Dichtung, hinüberrettet und in Wilhelm Meister durch Lothario die Bauern von den Frohnden befreien läßt . . .

Goethe giebt Karl August auf. Knebel, der getreuste unter den weimarer Freunden, vernimmt es zuerst, gegen Ende des Jahres 1782: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlische Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gesaßt werden, hat mich ganz verlassen . . .“ Er hat resignirt. Er weiß jetzt, daß sein politisches Wirken keine tiefen Spuren hinterlassen wird. Das Verfehlte seiner weimarer Existenz kommt ihm zum Bewußtsein und es erscheint ihm unbegreiflich, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einfließen mögen. Er wirft wohl die amtlichen Bürden, die er eben jetzt erst als Bürden zu empfinden beginnt, noch nicht ab, aber er zieht sich von Hof und Gesellschaft zurück und führt ein einsames Leben, bei Steinen und Pflanzen Erjay suchend für die Enttäuschungen unter den Menschen.

Er hat später Wilhelm Meister als Zeugen angerufen dafür, wie allein er in jenen Jahren gestanden. Und wirklich: bei aller Kultur, die unter den Mitgliedern der weimarer Gesellschaft zweifellos vorhanden war, darf man nicht vergessen, daß, was unter jenem Wort begriffen wird, im Grunde doch nur Etwas ist, das den Mittelmäßigen hebt und ihm die Atmosphäre schafft, in der er sich als eine Potenz fühlen kann. Einem Goethe konnten die schöngeistigen Damen und Herren überhaupt nichts bieten und vielleicht stieß ihn gar im Innersten ihr dilettantisches Treiben in Künsten und Wissenschaften ab. Von den Männern aber, die ihm nahstanden, war der einstige Prinzenerzieher und Liebhaber römischer Dichtung, der Major Knebel, wohl der treueste und seiner geistigen Veranlagung

nach anschmiegendste Freund. Goethes Verhältnis zu ihm war aber immer das des Lebenden zum Empfangenden. Obgleich den Jahren nach der Jüngere, hat er ihn doch wie ein älterer Bruder behandelt, stets darauf bedacht, dem Haltlosen die Wege zu ebnen, ihn zur Arbeit und Bethätigung anzuweisen. Zu Wieland hatte sich zwar bei Goethes Eintritt in Weimar ein herzliches Verhältnis ergeben. Aber seine Entwicklung war damals doch bereits abgeschlossen und der suchende Goethe konnte bei dem mit sich zufriedenen, in beschaulichem Lebensoptimismus hinwandelnden Mann nichts für sich finden. Man lebte neben einander hin und achtete die gegenseitigen Verdienste.

Wirklich verbunden waren Goethe in jenen Jahren nur Herder und Charlotte von Stein. Doch Herder, der Schätze genug in sich trug, um überall der Führende zu sein, fühlte sich neben Goethe in Weimar doch zurückgesetzt, in die zweite Stelle gedrängt. Ein gewisses Mißtrauen gegen Goethe, ein Mißgönnen hat sich dadurch in seine Brust eingenistet und blieb da latent trotz der immer wieder durchbrechenden aufrichtigen Bewunderung für den Genius des jüngeren Freundes. Und was die Liebe zu Charlotte von Stein betrifft, so überhöre man doch bei allem scheinbaren Glück nicht die schmerzhaften Grundtöne, die in dem ewigen Werben und Bethewern der Liebe mitschwingen. Nur zu oft klingen diese Bethewerungen wie heroisch-verzweifelte Anstrengungen, sich ein Glück, das man entbehrt, durch Worte vorzutäuschen, durch Worte zu suggeriren.

Unter solchen Verhältnissen lebt Goethe eine Weile hin, den Minister von dem Dichter trennend, aber die Verworrenheiten der menschlichen Schicksale in der ewiggleichen leidenlosen Konsequenz der Natur sich tröstend und von den Stärken in der eigenen Seele bei dem heiligen Spinoza Veruhigung suchend. Daß seine Lage jetzt, da er die früheren stolzen politischen Pläne aufgegeben, einen leis komischen Anstrich hatte und er selbst nun nichts mehr als eben nur ein weimariſcher Geheimrath war: Das empfand Goethe wohl eben so herb wie Herder, der aber den Freund, in einem Brief an Knebel, spottet: „Wir haben neulich ausgemacht, daß er, alten Königen nach, einmal in Rom Dictator perpetuus und Imperator unter dem Namen Julius Caesar gewesen, zur Strafe aber nach beinahe achtzehnhundert Jahren zum Geheimrath in Weimar avancirt und promovirt ist.“ Goethe mag dem Freund, der ihm der Herzog immer war und blieb, nicht seine Kemler vor die Füße werfen. Ja, er giebt sich sogar Mühe, das wichtige Departement, das er noch um die Mitte 1782, um den Herzog aus peinlichen Verlegenheiten zu retten, übernommen, die Kammerpräsidenschaft (das Finanzministerium), auf gesunden Boden zu stellen. Und es gelingt ihm denn auch, nach mancherlei Kämpfen, die Ausgaben zu verringern und ein gewisses Gleichgewicht im Hofetat zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Als er aber, um die Verhältnisse zu saniren, vom Herzog die Zustimmung zu einem festen Jahresbudget verlangt, weigert sich Karl August und mag sich keine Fesseln anlegen lassen. Und nun erst wird Goethe das Sinnlose seiner Wirksamkeit ganz klar; die Ohnmächtigkeit und das Beschämende seiner Stellung übermannen ihn. Und was sich in ihm die Jahre her an Bitterkeit und Demüthigung angesammelt, Das drängt sich jetzt in die Worte: „Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein!“

Es ist ein vollständiger Bankerott. Die zehn Ministerjahre, die er seinem eigentlichen Beruf entzogen, sieht er verloren, vergeudet. Seine innere Existenz ist erschüttelt. Nur eine Rettung sieht er vor sich: die Flucht. Keinem, weder dem Herzog noch der Freundin, verräth er seine Gedanken. Heimlich flieht er sich fort.

In Rom, unter fremden Namen, taucht er wieder auf. Der Geheimrath ist abgeschüttelt. Als ein Kunstjünger unter Kunstjüngern erlebt er eine Wiedergeburt. Und im Verkehr mit der Kunst zweier Jahrtausende findet er sich wieder als Künstler, als Dichter. Zwei Jahre bleibt er fort. Und kehrt erst wieder, nachdem ihn der Herzog seiner Pflichten entbunden und er die Gewißheit gewonnen hat, fortan in Weimar sich selbst, seiner erkannten Bestimmung leben zu können.

Dennoch liegt über seiner Heimkehr die selbe wehmüthige Stimmung, in der sich einst Albrecht Dürer von Venedig trennte: „O wie wird mich nach der Sonnen freien! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmaruzer!“ Und er hat ja im Alter selbst bekannt, seit er über den Ponte Molle heimwärts fuhr, habe er nie wieder einen rein glücklichen Tag erlebt.

Die ganze Epopöe des frohgemuthen Zugreifens, Vertrauens und Ausscharens, der Zusammenbruch und die Verzüngung: das Alles spiegelt sich in den Briefen wieder, die Goethe während zwölf Jahre an Charlotte von Stein schrieb. Darin liegt ihre große Bedeutung: sie ersetzen uns den ungeschriebenen Theil der goethischen Autobiographie und lassen auch die ersten Stationen der Hegire unmittlbarer miterleben als in der flüchtigsten, alles Eruptive unterdrückenden Fassung der „Italiensischen Reise“.

Und neben dem Dichter, dessen Bild uns in tausendfacher Beleuchtung entgegentreit, halten diese Briefe die Gestalt der Frau fest, an die sie gerichtet waren. Dieser Frau hat Goethe länger als ein Jahrzehnt das Herrlichste, was in ihm keimte und seinen Busen bewegte, anvertraut, und hat ihr, vor aller Welt erkennend, gehuldigt:

Dem was der Mensch in seinen Erbeschränken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt:
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Träumen brennt —
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Neben dem idealen Bild, das so von dieser Frau in der Seele des liebenden Dichters gelebt, das andere Bild erwecken wollen, wie es sich dem kalten Blick auf Grund sonstiger Zeugnisse darstellt, wäre kleinlich und ungerecht. Und wenn auch ihre eigenen Briefe aus der späteren Zeit jenes leuchtende Bild zu verduakeln scheinen, so lehnen wir sie als nichtig ab: nur des Liebenden Augen sehen wahr.

Wie sie ihr Recht auf Unsterblichkeit nur aus diesen Briefen des Dichters zieht, so lebt sie auch in deren Licht fort, der Zufälligkeiten des einsigen Daseins entkleidet, als eine Schwester der Prinzessin Leonore und der Iphigenie.

Jonas Fränkel.

Eisenzölle.

Der Stahlkönig Andrew Carnegie ist öffentlich für die Aufhebung der amerikanischen Stahl- und Eisenzölle eingetreten. In einem Artikel, den das Century Magazine veröffentlicht, bekennt sich der pittsburger Ironmaster zu den Lehren Cobdens, Milliers und Brights. Man denke: eine der gewaltigsten Stützen des amerikanischen Industrie-Imperialismus, eine der monumentalsten Säulen im Haus der Hochschulzolltorries als Befenner des Freihandels! Die republikanische Partei hat sich, trotz ihrem Wahlsieg, noch nicht von dem Schrecken erholt. Dieser alte Carnegie, den man in seine philantropischen Phantasien vergraben wähnte! Abgetakelt für die businessmen. Und nun kommt der gemüthliche Schotte mit seinem „Thonpfeifenmund“ und redet so ungenirt, als habe er gestern noch Hochöfen an- oder ausblasen lassen. Horrid, indeed! Aber Andrew Carnegie ist nicht Einer von Vielen. Was er sagt, zündet in den hochaufgethürmten Strohfleimen der „Oeffentlichen Meinung“ wie ein verderbender Blitz. Und nun stehen die sorgsam aufgerichteten Strohhürme in hellen Flammen. Wird ein Dementi das Feuer löschen? Never mind. Der Stahlkönig hat keinen Grund, auch nur ein Wort von Dem, was er schrieb, zurückzunehmen. Wenn Einer als Rönner und Kenner verlangen darf, ernst genommen zu werden, so ist's der Schöpfer der amerikanischen Stahlindustrie. Er kennt deren Naturgeschichte, weiß, welche Bedürfnisse sie hat, und kann beurtheilen, ob Amerikas Montangewerbe heute der Zollstützen nicht mehr bedarf. Also gehört werden muß Carnegie unter allen Umständen. Und Niemand kann ihm Wankelmuth vorwerfen; denn gegen die absolute Herrschaft des Schutzzolles sprach sich der berechte Schotte schon vor vierzehn Jahren aus. Auch in einem Revueartikel. Und dann kam das starke Buch „Empire of business“, das die Lehre vom nur zeitweiligen Werth des Schutzzolles zu noch schärferem Ausdruck bringt. Carnegie sagt da: „Ich bin zwar für alle Fälle ein starrer Schutzzöllner, in denen man hoffen darf, durch vorübergehenden Schutz den Käufer eines bestimmten Artikels besser und billiger mit einheimischen als mit fremden Fabrikaten zu versorgen. Wo Das nicht möglich ist, glaube ich auch nicht an den Schutzzoll. Deutschland hat seine gesunde Wirthschaftspolitik verlassen und ist jetzt schutzzöllnerisch nur des Zolles wegen.“ Dieser Satz steht in dem Buch, das die „Bibel des Kaufmannes“ genannt wird. Viel zu rasch verhallen solche Worte. Daß man in Deutschland ihrer nicht denkt, mag hingehen. Daß aber die Yankees sich der Sätze, die vor fünf Jahren eine Welt beschäftigten, nicht mehr erinnern und die Erklärungen Carnegies im Century Magazine für das Zeichen „senilen Gefinnungswechsels“ halten, ist ein für große Männer betrübliches Omen. Carnegie hat seine Auffassung nicht revidirt, sondern längst Ausgesprochenes wiederholt. Als er die ersten Zweifel an der alleinigmachenden Kraft des Schutzzolldogmas laut werden ließ, schrieb man ihm selbstsüchtige Motive zu. Er wolle sich an dem Stahltrutz rächen, der hinter hohen Zollmauern groß geworden ist. Rodeseffer und Morgan wollten dem kühnen Pittsburger, der die amerikanische Stahlproduktion zum Privatmonopol zu machen drohte, das Genick brechen. Sie stellten ihm die Alternative: „Entweder nimmst Du 20 Millionen und trittst dem Trutz bei oder wir zerstampfen Dich.“ Carnegie lachte und sagte Nein. Schließlich kam man auf der Grundlage von 50 Millionen doch noch zu einer Einigung. Aber beide Parteien haben die

Geschichte dieses Geschäftes nicht vergessen; und die Rockefellerclique setzte das Gerücht in Umlauf, Carnegie wolle mit seinen antischutzöllmerischen Tendenzen seine alte Rechnung mit der Steel Corporation ins Reine bringen. Das wäre vielleicht denkbar, wenn der „große Schotte“ nicht Hauptaktionär des Stahltrusts wäre; so aber müßte er sich ja ins eigene Fleisch schneiden, wenn er zu schädlichen Beschlüssen viethe. Nein: die Abkehr vom Hochschutzzoll, die Carnegie jetzt zum dritten Mal öffentlich vollzieht, entspricht seiner innersten Ueberzeugung von der Macht und Herrlichkeit der amerikanischen Eisenindustrie, die heute, sagt er, keinen Schutz mehr braucht.

„Die Vereinigten Staaten sind das Heim der Stahlindustrie geworden. Neue Stahlwerke sind im Bau; in fünf, vielleicht schon in drei Jahren wird die Union mehr Stahl erzeugen als alle anderen Länder zusammen. Der Säugling, den wir aufgezogen haben, ist so erstarbt, daß er bald der Tarismilch entwöhnt und mit der härteren Kost der freien Konkurrenz genährt werden kann.“ Richtig ist, daß die Vereinigten Staaten mit einer Eisen- und Stahlerzeugung von 25 Millionen Tonnen (im Jahr 1907) an der Spitze marschiren; fraglich aber ist, ob sie in der Zeit, die Carnegie annimmt, ihre Produktion so weit steigern können, daß sie mehr Stahl fabriziren als die anderen Länder zusammen. Heute ist das Verhältniß wie 2 : 3. An der Fähigkeit, mehr zu leisten, fehlt's natürlich nicht; aber man läßt die Feuer in den Hochofen nicht brennen, wenn sich kein Bedarf zeigt. Der amerikanische Stahltrust hat im Durchschnitt des Jahres 1908 nur mit 50 Prozent seiner vollen „Kapazität“ gearbeitet. In dieser Einschränkung war er durch die enge Begrenzung des Absatzes gezwungen; denn die Welt läßt sich nicht mit amerikanischen Eisenprodukten überschwemmen, wenn sie keine Verwendung dafür hat. Einen unbestreitbaren Vortheil hat Amerika darin, daß es, trotz höheren Löhnen, billiger produziert als die europäischen Industriestaaten. Besonders bei der Gewinnung von Kohle, Koks und Eisenerz sind die Kosten geringer. Carnegie spricht zunächst noch nicht von einem Export amerikanischen Eisens nach Europa, sondern begnügt sich mit dem Hinweis, daß auch nach der Beseitigung der Zollmauern den Vereinigten Staaten nicht die Gefahr einer intensiven Auslandskonkurrenz drohen würde. Höhere Kosten der Herstellung und der Zuschlag der Fracht auf den Preis würden dem deutschen Stahl den Wettbewerb auf den amerikanischen Märkten erschweren. Und die amerikanischen Tarife von den Produktionsstätten nach den Küstenländern sind niedriger als die Schiffsfrachtsätze von Europa nach den amerikanischen Häfen. Der Vorschlag Carnegies, die Eisenzölle drüben abzuschaffen oder stark zu reduzieren, ist deshalb durchaus nicht so unsinnig und gefährlich, wie die Trustleute den Kongreßmitgliedern erzählen. Gary, der Obmann des Stahltrusts, ist aus dem Häuschen. Er beschwört das Volk, dem alten Carnegie keinen Glauben zu schenken. Dessen Auslassungen seien „gefährlich optimistisch“. Die deutschen und englischen Firmen, die Pittsburg bedrohen, könnten, falls eine Tarifänderung erfolgte, die Bahnschienen um 90 Cents pro Tonne billiger liefern als die Steel Corporation. Diese Behauptung ist thöricht, da die amerikanischen Schienenpreise, selbst bei Streichung des Zolls von 8 Dollars auf die Tonne, mit 28 Dollars jede ausländische Konkurrenz schlagen. Weniger wild als Gary kämpft der frühere Präsident des Stahltrusts, Schwab, der jetzt die Bethlehem Steel Company leitet, gegen die Idee einer Zollermäßigung. Er hält Deutschland und England für ungefährlich. Trotzdem werde sich empfehlen, die amerikanische Industrie nicht völlig unge schützt zu lassen

(so ganz ungefährlich scheinen also die beiden stärksten Rivalen der Union doch nicht zu sein), wenn man nicht zugleich die Arbeiterlöhne verringere.

Die Trustleute können nur mit Grausen an die Möglichkeit eines Freihändler-erfolges denken. Der Stahltrust hat sich unter dem Schutz der hohen Zölle zu einer schier unbegreiflichen Macht entwickelt. Und sein Exportgeschäft ist durch die Gegenzölle des Auslandes nicht beeinträchtigt worden, sondern hat sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Bevor die Steel Corporation auf dem Weltmarkt erschienen war (in den Jahren 1902/03), war die amerikanische Eisen- und Stahlausfuhr nicht beträchtlich. Dann aber kam der Stahltrust mit Halbzeug und Schienen auf den Weltmarkt und verdrängte Deutschland im englischen Absatzgebiet. Der deutsche Stahlwerkverband kann sich nur schwer seines amerikanischen Konkurrenten erwehren; nur mit den berückichtigten Schleuderpreisen, die im Ausland gelten, gelingt es, den Dankes einen Teil der britischen Aufträge streitig zu machen. Die Stärke des Steel Trust zeigt sich in der Höhe seiner Auslandspreise. Er hält auch in der Fremde darauf, daß die Preise sich nicht zu weit von der Skala entfernen, die für die eigenen Landleute gilt. Ein Verschleudern der Waare würde den Grundsätzen der amerikanischen smartness widersprechen. Im Geschäftsbericht für das Jahr 1907 hob die Verwaltung hervor, daß der durchschnittliche Preis, den die Korporation beim Verkauf der ausgeführten Waaren erzielte, nur um $7\frac{1}{2}$ Prozent unter den Sätzen blieb, die bei den Inlandaufträgen galten. Solches Zeugnis kann unser Stahlwerkverband sich nicht ausstellen. Warum fürchten die Gary und Schwab nun die Abtragung der Zollmauer? Bei wachsender Ueberproduktion wird die geschäftliche Prognose immer unsicherer. Das ist's. Der Schutzzoll bietet eine sichere Stütze. Man ist wenigstens gegen Erobererergelüste des Auslandes gedeckt. Aber ob die industrielle Organisation so fest ist, daß sie das freie Spiel der Kräfte ertragen kann, ohne Schaden zu leiden? Niemand weiß es. Da geht's ungefähr wie auf dem Kampfplatz internationaler Politik. Die Waffentechnik hat Wunder gewirkt, die Rüstung ist von kaum noch zu steigender Festigkeit, an Zahl ist das Heerwesen aufgeboten: aber keine der Ungethümle hat so recht den Mutz, anzufangen. Alle fürchten den modernen Krieg als etwas Unbekanntes, das gräßliche Uebercrashungen bringen könnte. Ähnlich sind die Stimmungen aber auch im Nachbereich des Wirtschaftskörpers. Die Produktion ist, unter der schützenden Hülle des Schutzzolles, bis an die Grenze des Möglichen gesteigert worden. Das Inland ist saturiert und wird durch die Träger der Monopole „zusammengehalten“. Wieht man nun die Bahn zum Kampf Aller gegen Alle frei, so werden die Konkurrenten zunächst ihre bis unter das Dach angefüllten Arsenalen gegen einander entleeren. Und die im Treibhaus gesteigerte Produktivität jedes der großen Industriestaaten bietet die Möglichkeit, den wirtschaftlichen Krieg intensiver wie gestern bis zur äußersten Grenze zu führen. Daher die Furcht vor der Beseitigung der Zölle, die, wie Carnegie ganz richtig sagt, längst ihre ursprüngliche Bedeutung als „Erziehungsmittel“ eingebüßt haben. Ihren Zweck, die Industrie groß und konkurrenzfähig zu machen, haben sie erreicht. Die Industriellen aber wollen sich von der Milchmatsche nicht trennen, weil sie, ohne dieses notwendige Requisite der ersten Kinderjahre, zu verhungern fürchten. Man soll Schutz- und Finanzzölle scharf von einander scheiden und endlich einsehen, daß Schutzzölle nicht für den Fiskus, sondern nur für werdende Industrien nötig sind. Die Hauptsache: Europa könnte die Revision der Zolltarife kaum lange aufschieben, wenn Amerika den Anfang damit machte.

Die deutschen Montankönige wollen natürlich die Beseitigung der Eisenzölle eben so wenig wie die Kollegen in Pittsburg und Chicago. Als Vertreter des Stahlwerkverbandes, der reinen Walzwerke und der preussischen Regierung über die Möglichkeit verhandelten, die Lage der Walzwerke zu bessern, wurde an die Aufhebung der Roheisen- und Halbzeugzölle nicht ernsthaft gedacht. Wie könnte die Regierung den Zolltarif antasteten? Schon der Gedanke wäre eine Blasphemie. Bei uns handelt sich zunächst nicht um das Niederreißen aller Zollschranken, sondern nur um die Aufhebung der Roheisen- und Halbzeugzölle. Um die hatten reine Walzwerke und Martinwerke das Reichsamt des Innern vor einigen Monaten in einer Denkschrift ersucht. Es war das ultimum refugium nach einem Leben drückender Abhängigkeit von der „humanen“ Geschäftspolitik des Stahlwerkverbandes. Wer die Richtung der „deutschen Volksseele“ vor staatlichen Schöpfungen kennt, kann ermeinen, welche psychischen Widerstände zu überwinden waren, bevor der Entschluß zu öffentlicher Opposition gegen die Eisenzölle gereift war. Dann gingen die Verschworenen ans Werk. Der Tyrann Stahlwerkverband aber zog aus seiner Toga zwei umfangreiche Rollen, auf denen sich die „gewichtigen“ Argumente contra verzeichnet fanden. Der Stahlwerkverband fürchtet von der Beseitigung der Zölle auf Roheisen und Halbzeug eine „außerordentliche Gefährdung der deutschen Eisen- und Stahlindustrie“, obwohl er weder die gesammte Eisen- und Stahlindustrie in sich vereinigt noch daran gedacht wurde, alle Zölle, also auch die auf Fertigfabrikate, aufzuheben. Der Stahlwerkverband hat mit dem amerikanischen Stahltrust nichts gemein. Das Moralische versteht sich immer von selbst. Aber ihm fehlt vor Allem das Selbstbewußtsein, das den Stahltrust groß gemacht hat. Freilich ist dieses Ranko nicht allein dem Stahlwerkverband zuzuschreiben. Er war niemals mehr als ein Torso, da er auf die Synthetisierung des Stabeisens verzichten mußte. Diese Halbheit hat ihn ängstlich und tyrannisch gemacht. Die Angst war die Ursache der Schleuderverkäufe von Halbzeug im Ausland; und der Terrorismus zeigt sich in der Behandlung der inländischen Abnehmer, die sich die Gewährung von Ausfuhrvergütungen als eine Gnade gefallen müssen und gezwungen sind, auch in schlechten Zeiten Hochkonjunkturpreise zu zahlen. Die publizistische Vertretung des Stahlwerkverbandes aber wird mehr nach dem Prinzip temperamentvollen Dreinschlagens als nach den Grundsätzen sachlicher Widerlegung besorgt. Deshalb hat der Verband, bis ins konservative Lager hinein, eine „schlechte Presse“. Die Abwehr des von den reinen Walzwerken unternommenen Selbstzuges war auch nicht gerade imposant. Was fürchtet der Verband? Daß Amerika und England sich auf den deutschen Märkten einnisten. Ja, wenn die Frucht von drüben nach unseren Absatzgebieten nicht wäre, ließe sich über diese Sorge ernsthaft reden. Oder will der Verband etwa auch nach der Aufhebung der Einfuhrzölle seine alten Preise behalten? Dann würden ihm Yankee und Engländer freilich die Kunden wegnehmen. Die Abschaffung der Zölle soll dem Stahlwerkverband ja aber gerade die Möglichkeit zu Preisherabsetzungen und damit das Mittel zur Abwehr einer anglo-amerikanischen Invasion schaffen. Noch weiß man nicht, ob Carnegie seinen Plan durchsetzen wird. Vermag erst, dann müssen die anderen Industriestaaten folgen. Deutschland vornan. Denn gegen die zum Freihandel vereinten Kräfte von Amerika und England kann sich auf dem Weltmarkt des Eisen- und Stahlgewerbes auch der Stärkste nicht lange behaupten. La bon.

Monarchengeburtstag.

Bei all Denen, die Euch Königen Gewänder oder Werke aus Erz und Gold oder Etwas von anderen Schätzen der Art zu bringen pflegen (an denen sie selbst Mangel haben, Ihr aber reich seid), schien es mir immer ganz offenbar, daß sie nicht ein Geschenk bringen, sondern Handel treiben. Ich aber glaubte, das für mich, den G. her, und für Dich, den Empfänger, passendste Geschenk würde sein, wenn ich Dich zu der Erkenntniß bringen könnte, nach welchen Beschäftigungen Du streben und welche Handlungen Du vermeiden müßtest, um des Staates und der Regierung am Besten zu walten.

Bei den Herrschern fehlt es, wenn sie zur Herrschaft gelangt sind, an Ermahnung, denn die meisten Menschen kommen nicht in ihre Nähe. Die aber mit ihnen verkehren, verkehren zu eigenem Vortheil und Vergnügen mit ihnen.

Schließe Dich den Verständigsten in Deiner Umgebung an und berufe von ihnen so viele, wie irgend möglich ist. Denke nicht, daß Du Einen von den Dichtern oder Gelehrten, die in hohem Ansehen stehen, unversucht lassen dürfeest, sondern werde der Einen Zuhörer und der Anderen Schüler.

Rache Dich zum Richter Derer, die weniger, und zum Racheiferer Derer, die mehr sind als Du.

Je mehr Du den Unverstand der Anderen verachten lernst, desto mehr wirst Du Deinen eigenen Verstand üben. Damit müssen alle Herrscher anfangen, die ihre Pflicht thun wollen.

Außerdem aber muß man die Bürger und den Staat lieben; denn weder Pferde noch Hunde noch sonst Etwas kann man recht beherrschen, wenn man nicht Freude an Dem hat, wofür man sorgen soll.

Die Götter sollst Du ehren, wie es Deine Ahnen thaten; für das schönste Opfer aber und für den höchsten Gottesdienst halte: wenn Du Dich so gut und so gerecht wie möglich erweisest.

Zu Freunden nimm nicht Solche, mit denen Du besonders angenehm leben, sondern Solche, mit denen Du den Staat am Besten verwalten kannst.

Prüfe genau Alle, die um Dich sind, und wisse, daß Alle, die nicht in Deine Nähe kommen, glauben werden, Du seist Denen gleich, die mit Dir umgehen.

Beherrsche Dich selbst nicht minder als die Anderen und fühle Dich dann erst wahrhaft königlich, wenn Du über Deine Raunen mehr Herr bist als über Deine Untertanen.

Verlange nicht, daß die Anderen sparsam seien, so lange sie sehen, daß die Könige in ungeordneten Verhältnissen leben.

Achte stets auf Deine Reden und Handlungen, damit Du so selten wie möglich Fehler macheest.

Suche zwar so lange wie möglich Dir und dem Staat den Frieden zu

erhalten; wenn Du aber genöthigt wirst, Dich in Gefahr zu begeben, dann ziehe den Tod in Ehren einem schmachvollen Dasein vor.

Bei allen Handlungen erinnere Dich, daß Du König bist.

Die Menschen, die Verstand haben und weiter sehen können als die Anderen, halte hoch und in Ehren; sei überzeugt, daß ein guter Rathgeber das nützlichste und gerade einem Monarchen am Meisten zu wünschende von allen Gütern der Welt ist, und glaube, daß die Männer, die Deine Charakterbildung fördern, auch Deine Herrschaft sichern.

Das war es, was ich Dir nach bestem Wissen und Gewissen zu sagen hatte. Eine bescheidene Gabe, die ich Dir widme. Nun Sorge dafür, daß Dir die Anderen nicht die üblichen Geschenke bringen. Sind es doch Dinge, die Ihr Herrscher viel theurer von den Geschenkförnern kauft, als sie von den ersten Verkäufern ohne solche Vermittler zu haben wären.

Diese Worte richtete, im vierten vorchristlichen Jahrhundert, Sokrates, der „König der Rhetorik“, an Nikokles, der nur König von Kypros war. Der selbe Sokrates, der mit seiner Publizistik so stark auf den Makedonerkönig Philipp gewirkt und die ganze Wucht seines Temperamentes an die Bewältigung der großen Aufgabe gewagt hat, Hellas zum Kampfe wider die Barbaren zu einen. Der Befehder der Tyrannis; der erbarmungslos grausame Feind aller Schmeichler und Kriecher; Einer, der sich zu Schmeicheltrede selbst nur erniederte, wenn der hohe Zweck (die Absicht, pädagogischen Einfluß auf die Person des Regierenden zu gewinnen) ihm das schlechte Mittel heiligte. Fast ist lustig, zu sehen, wie wenig im Lauf zweier Jahrtausende, so oft das Kleid des Körpers und der Sitte nach neuem Zuschnitt geändert wurde, Welt und Menschen im Innersten sich gewandelt haben. Oder traurig? Die Antwort wird von der Gemüthsfarbe des Betrachters bestimmt. Die Könige sind noch immer von den selben Gefahren bedroht und das Hofgesinde hat sich im Wesentlichen die alte unheilvolle Nacht erhalten. Sokrates war zu schwächern und stimmlich zu schwach, um mit der Gewalt der Rede auf eine Menge wirken zu können; ist mit Recht aber, trotzdem seine „Reden“ nur geschrieben und gelesen, nicht gesprochen und gehört wurden, der „Stimmführer der Nation“ genannt worden. Die Zeit, da man ihm banausische Schulweisheit vorwarf, ihm nachsagte, er treibe Schreibischpolitik, und den Sohn des Klötenfertigers nicht zu den „ernsthafte“, den „praktischen“ Politikern zählen wollte, ist vorbei. Die Lehre, die er dem Kyproskönig als Festgabe spendete, ist noch heute beachtenswerth. Auch die Thatfache, daß Nikokles sich dankbar erwies: er hat (wie Plutarch erzählt) dem kühnen Kritiker Sokrates, um dessen Verdienst zu lohnen, eine Summe übersandt, die nach unserer Rechnung hunderttausend Mark betrüge. Im vierten Jahrhundert vor Christus gab es also einen Monarchen, der auf einen Publizisten hörte und dankbar dafür war, daß der Mund dieses Einen ihm Wahrheit sprach.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI

Gute Ware für gutes Geld erhalten Sie, wenn Sie Salamanderstiefel kaufen. In ihm ist Eleganz, Haltbarkeit, Passform und billiger Preis vereint.

Fordern Sie **neues** Musterbuch H.



SALAMANDER

Schuhges. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Stuttgart — Wien 1 — Zürich

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.

Einheitspreis M. 12.50

Luxus-Ausführung M. 18.00

Konzertdirektion Wolff. Sonntag, 31. Januar, 8 Uhr im Bechsteinsaal.

RODA RODA

Schwankabend. Vorlesung eigener Satiren.
Karten zu 4, 3, 2, 1 Mark bei Bote & Bock, Wertheim.

'GRIECHISCHE
HAUTPFLEGE



Prof. Dr. Schleich's

hygienische und kosmetische Präparate.
Zur Haut- u. Schönheitspflege unübertrefflich.
Für die Kinderstube unentbehrlich.

Wachspasta Dose von Mk. 1.30 an.

Wachspasta-Seife per Stck. Mk. 1.—
Haushaltungspackung 6 Stck. Mk. 2.70

Kosmet. Hautcrème Tube 60 Pl. u. 1.— M.

Wachsmarmor-Seife

1/2 Kilo 80 Pl., 1 Kilo Mk. 1.50 und Mk. 1.75.
Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Alpentrachten



Original - Damen - Kostüme

Tegernsee — Miesbach —
Schliersee — Alt-Bayerin
Fränkin — Elsasserin
Appenzellerin etc.

Original - Herren - Kostüme

Miesbach — Passeyer
Berchtesgaden
Bad. Bursch - Appenzeller
Senn — Zitherspieler etc.

Grosse Auswahl in:

Joppen — Hosen — Hemden
Trägern — Krawatten — Hüte

Grosses Sortiment in:

Seidenen Original - Schürzen,
Brusttüchern, Röcken, Miedern

Tiroler Kostüme und Volkstrachten

Original-Ringe — Original-Anhänger — Original-Miederstecher
Original-Miederhaken — Münzen — Geschnüre

KAVFHAUS DES WESTENS

G. M. B. H.

ALLEINIGE VERKAUFSSTELLE DES
WARENHAUSES FÜR DEUTSCHE BEANTE

BERLIN

London & Paris Exchange, Ltd.,

DEUTSCHES DEPARTMENT.

BASILDON HOUSE, Moorgate St., LONDON, E. C.

EFFEKTENBANK.

Kulante und gewissenhafte Bedienung kontinentaler Kapitalisten und Spekulanten.

An- und Verkäufe aller in London marktgängigen Werte ohne Kommission oder Kurtage. — Kassa- und Zeitgeschäfte.

Eröffnung spekulativer Konti und Erteilung von Prämienrechten auf alle im Verkehr des Instituts gangbaren Werte, speziell Amerikaner, (Kupfer- und Diamantwerte, sowie Südafrikaner).

Vorschüsse auf alle marktgängigen Papiere zu günstigsten Bedingungen.

Reklamerung der englischen Einkommensteuer.

Incasso von Dividenden-Cheques spesenfrei und alle das Effekten-geschäft berührenden Transaktionen zu günstigsten Bedingungen.

Zuverlässiger Informationsdienst.

Kostenfreie Effektenüberwachung.

Erstklassige englische und kontinentale Referenzen stellt das Institut zur Verfügung.

Auf Wunsch sendet die London and Paris Exchange, Ltd., jedem Kapitalisten zur Information über das Londoner Effekten-geschäft und die Bedingungen des Instituts ein Handbuch kostenfrei zu:

“ANLAGE UND SPEKULATION.”

(2. Auflage.)

Sie fahren gut mit

Dr. Crato's Backpulver



weil es von unüberlefflicher Wirkung ist;
weil es aus reinen chemischen Stoffen
hergestellt und deshalb frei von irgend-
welchen giftigen Bestandteilen ist;
weil es nie versagt, da es sich erst
in Wärme auflöst.

Alleinige Fabrikanten:

Stratmann & Meyer • Bielefeld

Knusperchenfabrik.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Chemins de Fer de Paris-Lyon-Méditerranée beifolgend

Schnelle Verbindungen von Deutschland nach der Riviera.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter — tadellos!

Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild.
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
Dir. R. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr Nachts.

Das neue Programm

Sonnabend, 21. Januar 09.

Philharmonie

Chat-noir-Redoute!

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz Prop. b.

Diätet. Kuren nach Schroth.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 22., Sonnabend, den 23., Sonntag,
den 24., Montag, d. 25., Dienstag, d. 26./L. 8 U.

Die Dollarprinzessin

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz Sehenswert.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a „**Moulin rouge**“

Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

Elegantes Familien-Restaurant.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

Seltene Bücher

deutsch, französisch, englisch. Katalog gratis. Spezialwünsche angeben.

Ch. Corday, 19: Rue Claude Lorraine Paris V.

Hetaera-Krema

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 00 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pfg.

Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Allen Krebs-, Leber- etc. Leidenden zum Troste erschies im unterzeichneten Verlage.

Innere Heilkunst

von prakt. Arzt E. Schlegel.

Wichtig für Magen-, Leber- und Gallensteinleidende, bei Hämorrhoiden, inneren und äußeren Geschwülsten, Neubildungen und Wucherungen, oder wo man aus anderen Gründen einer Blutreinigung bedarf.

Prospekt gratis u. franko durch

Verlag Rosenzweig, Berlin-Halensee No. 123.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebrüder- Herrnfeld-

Anfang Theater. Vorverk.
8 Uhr. 11-2 Uhr.
57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

**In 4. Auflage 1906 erschien:
Der Marquis de Sade
und seine Zeit.**

Ein Beitr. z. Kultur u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrhds. m. bes. Bezieh. a. d. Lehre v. d.
Psychopathia Sexualis
von Dr. Eugen Dührren.

573 S. Eleg. br. M. 10. —, Leinwbd. M. 11,50
Ferner in 7. Auflage:

**Geschichte d. Lustseuche
im Altertum** nebst ausführl. Untersuch. üb.
Venus-u. Phalluskult, Bordelle, Nerosus, Theleia
Päderastie u. and. geschlechtl. Ausschweifgen.
d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum, 435 Seit.
Eleg. br. M. 6. —, Leinwbd. M. 7,50. Prospekt
u. Verzeich. Ob. kult.-u. sittengeschichtl. Werke grat. frk.
H. Kursdorf, Berlin W 30, Achselbogenstr. 51.

Diabetes-Bauer

Kurtzschendorfs-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.



„Welt-Detektiv“

Preis Berlin 75, Leipzigerstr. 107 G.
Ecke Friedrichstr.-so. Tel. I. 3571.
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vorkommissen und Privatfällen, **Ueberrall!**
Auskünfte Ob. Vorleben, Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von Personen an allen Plätzen der Erde. **Diskret.**

Schockethal bei Cnssel
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. Lag. Angew. u. Wintersport. Jagdgelegenheit. Prospekt. Tel. 1151 Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel**

Meyer's Grosses Konversations-Lexikon

6. Auflage, 20 Bände, 239 Mk.
Ein unentbehrlich. Nachschlagebuch des allgemeinen Wissens, wird komplett und franco gegen
5 Mark Monatsrate geliefert.
Probheft gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.
Berlin W 45a, Sieglitzstr. 51.



Ich warne Sie vor

Nachahmungen! Verlangen Sie nur Prof. Detschyn's **Radial-Asbest-Gasbuden**, Fabrikat der A. E.-G. Preis 5 M. Achten Sie auf die 3 blauen Flammensinge, die bei vollkommener, absolut geruchloser Gasverbrennung die enorme Heizwirkung geben. Für 2 Pf. pro Stunde eine warme Stube! Auf den Gasarm aufzusetzen. In Holzkiste portofrei M. 5,80, Nachn. M. 6,10. Berlin, Leipzigerstraße 28.
Deutsche Radial-Gesellschaft

Geschäftliche Mitteilungen.

Schon wieder hat die Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation („Agfa“) Berlin, eine Neuaufgabe ihres bekannten „Agfa-Photo-Handbuchs“ herstellen lassen müssen, und zwar das 66.—75. Tausend, nachdem die vorhergegangene Auflage von 12000 Exemplare binnen 16 Monaten vergriffen wurde. Die Neuaufgabe präsentiert sich sehr geschmackvoll im terrakottafarbenen Kunstleinenband in einer Stärke von 132 Seiten und ist wiederum zu dem sehr mässigen Preis von 30 Pf. durch die Photohandlungen zu beziehen. Die grössere Seitenzahl der Neuaufgabe gegenüber den früheren Ausgaben ist einmal durch Aufnahme der inzwischen herausgekommenen „Agfa“-Neubeiten, wie „Agfa“-Röntgenplatten, „Agfa“-Belichtungsabelle für Tages- und Blitzlicht, „Agfa“-Blitzlampe und „Agfa“-Kupferversärker bedingt, ergiebt sich zum Andern aber durch Revision, Verbesserung und Vermehrung des bisherigen Inhalts. Wir zweifeln nicht, das auch die neueste Auflage schnell Freunde finden wird.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrenscheinung. (Ohne Spritze.)
 Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL**PISTYAN**

BEI **GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE?**

Wegen milder Witterung:

besonders für **Winterkuren** empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das Reisebureau

Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstrasse 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

Engelhardt's

Chasalla-Stiefel



D. R.-Patente Nr. 165 545, 179 971, 196 721 — Viele Auslandspatente
sind etc.

**Anatomisch richtige
Fussbekleidung**

Chasalla-Stiefel
stellen alle Erzeugnisse orthopädischer Massarbeit in den Schatten
verhüten Senkung und Plattfussbildungen und sind von ersten
ärztlichen Autoritäten, wie Professor v. Esnatch etc., empfohlen

Chasalla

Schuhgesellschaft m. b. H.

W., Leipziger Strasse 19
C., König-Strasse 22-24
W., Taubentzen-Strasse 19

Ges. gesichert Verlangen Sie gratis Broschüre

Mal-Kah

Cigaretten vorzüglich!

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bietet wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Publikation ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 61.

Ehe-schliessungen England
rechtsgiltige, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg
Brook & Co., London, E. C. Queensstr 90/91.

Verlag von Georg Stitke, Berlin NW 7.

Apostata

von Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schulkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmatfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicós und Erlurt Mahadú. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Versin Oelzweig. Sommerfeld's Rucher. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck & D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romanische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Erolca. Der ewige Barabás. Sem. Dynamistik. Der 2^{te} Bund. Kirchengvater Strimberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Keine Alltagsmenschen

Stiefgreifende Wirkungen der anfeindenden Wälder und der betriebliden Charakteroffenbarungen (nach eingehenden Handschriften) von P. P. C.: Ein neuer Weg, ein mächtiger Antrieb wird Ihnen Sinn beifähigen. Sie werden sich über sich selbst hinausgetragen fühlen. Der Meister arbeitet seit 1890 nur für Gebildete. Keine simplen „Deutungen“. Einbruchsloser Prospekt kostenlos durch P. Paul Liebe, Schriftführer und Psychographologe, Umgebung l. Z. Gsch. Bayern.

Cabinet-Comet
Graeger-
Sec
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A3, Neuzsitzplatz.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,50 für Pesto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Herbst- u. Winterkuren im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreibershan. St. 21.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)
für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Braun-n-u. Entziehungskuren.
Für Erholungssuchende. Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtete Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage.
Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.
Näheres die Administration im
Berlin SW., Mückenstrasse 118.

Inseraten-
Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Passage-Kaufhaus

BERLIN

Friedrich-Strasse 110-111-112
Oranienburgerstr. 54-55-56-56a



Vereinigung erstklassiger Spezialgeschäfte

Im Monat Januar

Lager-Räumungs-Verkäufe in allen Gruppen.

Ausstellung für Wintersport und Alpen-
Trachten im Blauen und Mahagoni-Saal.

In der Passage von nachm. 3—8 Uhr Promenaden-Konzert.